

HEIMATBLATT



der ehemaligen Kirchengemeinden Landsberg/Warthe Stadt und Land

Juni 2020

Heft 60



Zum Titelbild

„Hirtenjunge in brandenburgischer Sommerlandschaft“

Öl auf Holz, signiert und datiert von Ernst Henseler.

Geboren 1852 in Landsberg (Warthe), gestorben 1940 in Berlin,

Studium an den Kunstschulen Berlin und Weimar bei Karl Gussow, Albert Bauer und A. H. Brendel,

Landschafts- und Genremaler.

Das Bild ist aus dem Katalog des Auktionshauses Plückbaum GmbH, Bonn-Tannenbusch vom Oktober 2016.

Termine

Herford

28.09. - 03.10.2020

Deutsch-polnisches intergeneratives Begegnungstreffen mit Schülern aus Gorzów Wielkopolski, und Zeitzeugen, die von Flucht und Vertreibung berichten. Bei dieser Studienfahrt ist das Anna-Siemsen-Berufskolleg Gastgeber, gemeinsam mit der Stiftung Brandenburg in Fürstentum. Projektpartner ist das 2. Lyzeum in Gorzów.

22.10. - 25.10.2020

Besuch des SC Herford beim Miejski Klub „Slowianka“ in Gorzów Wlkp.

www.kreis-herford.de

Bitte informieren Sie sich kurzfristig über die angekündigten Veranstaltungen.

Liebe Leserinnen und Leser,

wir freuen uns sehr über Ihre Zuschriften zum Heimatblatt. Falls Sie Unterlagen auf dem Postweg und nicht elektronisch an die Redaktion senden, bitte denken Sie daran, unbedingt eine Telefonnummer für eventuelle Rückfragen anzugeben.

Vielen Dank!

Liebe Leserinnen und liebe Leser,

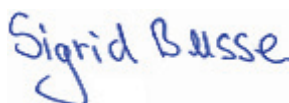
viel zu schnell ist das letzte halbe Jahr vergangen. Den üblichen Abläufen mit Weihnachten, Silvester und dem ersten Höhepunkt im neuen Jahr, dem „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“ am 30. Januar in Gorzów Wielkopolski folgte noch vor Ostern der umfassende Stopp des öffentlichen Lebens. Was das alles für uns bedeutete, wissen Sie alle selbst. Schmerzlich ist, dass viele Gedenkveranstaltungen in diesem Jahr ausfallen mussten, ausgerechnet 75 Jahre nach Kriegsende. Auch Vertriebenen-Treffen, bei denen sich Heimatfreunde regelmäßig treffen, mussten abgesagt werden.

So schlimm die Pandemie für das öffentliche Leben und die Wirtschaft ist, manchmal beschleicht mich doch das Gefühl, dass da auch eine Menge „Luxusprobleme“ dabei sind, wenn beklagt wird, dass man einige Wochen nicht Einkaufen gehen kann, keinen Vergnügungen nachgehen darf, nicht in den Urlaub düsen kann, die Bundesliga nicht spielt und man seine eigenen Kinder selbst unterrichten und bespaßen soll.

Dabei werden gern diejenigen vergessen, die gerade besonders hart betroffen sind: die Angehörigen der älteren Generation. Diejenigen, die verwitwet sind und allein leben oder gar in einem Seniorenheim – isoliert in einem Zimmer, ohne Besuch, ohne die Möglichkeit, nach draußen zu kommen. Die Generation derjenigen, die dieses Land wiederaufgebaut hat, die wirklich Schlimmes erlebt hat, die ihre Kindheit und Jugend hergeben musste, kommt vielleicht noch am besten mit den gegenwärtigen Entbehrungen klar, denn – so bedrohlich das Virus auch ist – die meisten unserer Zeitgenossen müssen weder um ihr Leben, noch um den Verlust der Heimat bangen. Und das ist auch gut so. Wir alle wollen unser Leben zurück, verreisen, uns mit Freunden treffen, Konzerte besuchen oder Familienfeste feiern. Ein Leser schilderte mir am Telefon, wie an seinem 95. Geburtstag die Gratulanten zu Fuß oder im Auto vorbeikamen, ihre Glückwünsche mit Abstand überbrachten und kleine Geschenke vor dem Haus ablegten, sogar eine Schulkasse brachte ein Ständchen. Eine andere Dame, die ich aus Anlass ihres 92. Geburtstages anrief, sagte mir, dass ich „Nummer 26“ sei, und meinte damit die Zahl der Anrufe. Diese beiden Beispiele zeigen, dass es um das Miteinander in unserer Gesellschaft nicht so schlecht bestellt ist. Angenehm berührt war ich, dass beim 25. „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“ in Gorzów Wielkopolski auch ganz junge Menschen – aus der Enkelgeneration der Vertriebenen – gesichtet wurden. Dies ist der beste Weg zur Völkerverständigung, denn diese jungen Menschen stehen sich relativ unbelastet gegenüber. Wir berichten in dieser Ausgabe ausführlich über die Jubiläumsveranstaltung und danken allen – aus Polen und aus Deutschland – die uns dabei unterstützt und fleißig zugearbeitet haben. Die Feierlichkeiten waren perfekt vorbereitet und durchgeführt, man muss den Organisatoren in Gorzów Wielkopolski einen großen Dank aussprechen. Der Himmel weinte zwar beim Läuten der Friedensglocke, irgendwie fand ich das aber dem Anlass angemessen: Noch immer sind nicht alle Tränen getrocknet.

Freundlichst

Ihre



Sigrid Busse

Herausgeber

Stiftung Brandenburg
Parkallee 14, 15517 Fürstenwalde (Spree)

Redaktion

Sigrid Busse, Buchenallee 37, 04435 Schkeuditz
Tel: 034204-894118
E-Mail: sigrid.busse59@gmail.com
Silke Lüders, Lindenstraße 90, 23843 Travenbrück
Ab Juli 2020: An der Trave 16, 23843 Bad Oldesloe
Tel: 0171 7970 758
E-Mail: silke.lueders@t-online.de

Redaktionsschluss für Heft 61 ist der 1. Nov. 2020.

Bitte senden Sie uns Ihre Beiträge so früh wie möglich an eine der beiden oben genannten Adressen.

Die Redaktion behält sich vor, Zuschriften aller Art zu kürzen. Die mit vollem Namen gekennzeichneten Artikel stellen nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers dar. Nachdruck nur unter Quellenangabe gestattet.

Adressenverwaltung und Änderungen jeder Art

Jochen Ullrich, Himmelfortener Weg 52,
59823 Arnsberg
Tel. 02931/77893
E-Mail: jochenullrich@gmx.net

Spendenkonto des Heimatblattes

Stiftung Brandenburg – Heimatblatt Landsberg
Sparkasse Gütersloh

IBAN: DE28 4785 0065 0009 0030 71

BIC: WELADED1GTL

Die Stiftung Brandenburg ist eine selbstständige Stiftung bürgerlichen Rechts, errichtet am 11. Mai 1974. Sie ist als gemeinnützig anerkannt.

Datenschutzhinweise

Alle Personen, deren Daten im Heimatblatt veröffentlicht werden, haben bei ihrer Registrierung zugestimmt. Zur Herstellung des Heimatblattes werden der Inhalt und Adressendaten zum Versand als Dateien an eine Druckerei geliefert, die nach Beendigung des Druckvorgangs die Daten unverzüglich vernichtet.

Das Heimatblatt wird ausschließlich an Abonnenten geliefert und ist keine öffentliche Publikumsdrucksache. Ausgenommen sind gesetzlich vorgeschriebene Empfänger.

Gesamtherstellung

becker druck, F. W. Becker GmbH,
Grafenstraße 46, 59821 Arnsberg
www.becker-druck.de



25. Tag des Gedenkens und der Versöhnung6

Auftaktveranstaltung im Jazzclub „Pod Filarami“, emotionaler Höhepunkt mit dem Läuten der Friedensglocke, feierliche Buchpräsentation in der Stadtbibliothek „Zbigniewa Herberta“ und glanzvolle Abschiedsveranstaltung in der Philharmonie.



Raritäten aus dem alten Landsberg16

Von Karl-Heinz Wentzell erhielten wir eine Reihe von alten Fotos, die Jürgen Bahr ihm zur Verfügung gestellt hat.



Zettritz in den letzten Kriegstagen36

Herbert Gohlke schildert seine Erlebnisse aus den Jahren bis 1945 und danach. Es war die Zeit der Kriegs- und Nachkriegsjahre. Das war keine gute Zeit, und er war gerade einmal zehn Jahre alt.



**Glückliche Kindheit
in Giesenaue39**

Joachim Lehmann wurde am 28. März 1938 auf dem Bauernhof seiner Eltern im Warthebruch, nahe Wepritz gelegen, geboren. Das Gemälde, welches in dem Artikel dargestellt ist, wird hier näher erläutert.



**Die Blockwerk-
Bauweise52**

Die Blockbauweise reicht weit in die Vorzeit zurück. Sie muss im Kreis Landsberg bevorzugt im östlichen Teil weit verbreitet gewesen sein.



**Dr. Woldemar
Nürnberger65**

Solitaire: Auf einem Schimmel reitender Arzt und bedeutende Persönlichkeit. Mit dem Begriff „Solitaire“ kann Verschiedenes gemeint sein.

| | |
|---|----|
| Termine/Aktuelles | 2 |
| Editorial | 3 |
| Impressum/Inhalt | 4 |
| 25. Tag des Gedenkens und der Versöhnung | 6 |
| Aus dem alten Landsberg: | |
| Raritäten aus dem alten Landsberg | 16 |
| Erkennt sich jemand wieder? | 19 |
| Cafés und Restaurants in Landsberg (Warthe) | 20 |
| Seltener Schubladenfund in Gorzów | 22 |
| Erinnerungen: | |
| Ein etwas anderes Kindheitsmuster | 24 |
| Die Flucht | 28 |
| Zettritz in den letzten Kriegstagen | 36 |
| Glückliche Kindheit in Giesenaue | 39 |
| Siedlungsgeschichte: | |
| Zur Geschichte der Gemeinde Stolberg | 42 |
| Sittengemälde: | |
| Chronik des Dorfes Gralow | 45 |
| Bautechniken: | |
| Holzbautechniken im Kreis Landsberg | 52 |
| Künstlerisches: | |
| Noten und Text von Landsleuten aus der Heimat | 54 |
| Familienforschung: | |
| Ein deutscher Marine-Soldat in den Niederlanden | 56 |
| Persönlichkeiten: | |
| Dr. Joseph Emil Nürnberger | 58 |
| Dr. Woldemar Nürnberger | 65 |
| Leserbriefe • Kontakte • Suche • Diverses | 71 |
| Fundstücke: | |
| Spar- und Vorschussverein „Einigkeit“ | 74 |
| Kriegsgeld | 76 |
| Aktuelles: | |
| Stiftung Brandenburg | 77 |
| Die Charta der Heimatvertriebenen | 78 |
| Wir gratulieren | 80 |
| Neue Leser – Neue Adressen – Unbekannt verzogen .. | 92 |
| Wir gedenken unserer Toten | 93 |
| Landsberger Literaturverzeichnis | 96 |
| Stadtentwicklung | 98 |

25. Tag des Gedenkens und der Versöhnung

Auftaktveranstaltung im Jazzclub „Pod Filarami“

Am 29. Januar 2020 trafen die meisten Besucher schon im Hotel Mieszko in Landsberg/Gorzów ein, um auf Einladung des Stadtpräsidenten von Gorzów, Jacek Wójcicki, gemeinsam dieses Jubiläum zu feiern. Die Auftaktveranstaltung im Jazz-Club der Stadt war gut besucht.

Die Gruppe der deutschen Besucher wurde im Hotel von Beata Konieczna begrüßt und mit Teilnehmerausweisen ausgestattet. Beata hat uns an beiden Tagen aufmerksam und fürsorglich betreut. Ein Linienbus war für uns reserviert und brachte uns an diesem Abend in den Jazz Club „Pod Filarami“, wo nach der Begrüßung die Aktivitäten der Stadt Gorzów im Jahre 2019 in chronologischer Reihenfolge erläutert wurden. Hier die wichtigsten Aktivitäten in der Stadt, die im Jazzclub in Form eines Power-Point-Vortrages ausführlich vorgestellt worden waren:

- „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“
- Ein Schüler des Berufsschulzentrums für Elektrotechnik errang den Titel „Bester Techniker Polens“.
- Gorzów möchte zum Zentrum der Berufsbildung in Polen werden.
- Eröffnung des Klubs „Senior Plus“, der sich für die Belange von Senioren einsetzt.
- Gorzów erreicht beim Wettbewerb „Zukunftsstädte“ einen dritten Platz, hier spielen Preise, Bruttolöhne, Effizienz, Lebensqualität etc. eine Rolle.
- Die Marienkirche wurde aus Legosteinen nachgebaut.
- Die erste Straßenbahn mit 14 neuen Fahrzeugen und neuen Gleisen ist fertig.
- Im Keller eines Gebäudes der ehemaligen Richtstraße 15, ganz in der Nähe der Kirche, wurden Teile eines Service gefunden (es werden noch ehemalige Besitzer gesucht).
- Mit einer „Stadtrallye“, bei der unter anderem auch ein Film aus den Anfängen der Stadt gezeigt wurde, soll die Jugend an die Geschichte herangeführt werden.
- Ein „Handwerk-Universal-Service“ wird eingerichtet (Programm für Senioren als Hilfe bei Kleinreparaturen).
- Einweihung eines Spazierweges entlang der Kłodawa/Kładow
- Verbesserung der Infrastruktur, u. a. durch den Bau von Spielplätzen
- Gorzówer Festtage 2019 (Stadtfest)
- Polnische und internationale Musiktage mit Theater und Kirmes
- 762-jähriges Stadtjubiläum mit Glockenschlag der Friedensglocke
- Postkarten-Aktion „Grüße aus Gorzów“ mit speziellen Ansichtskarten, Briefmarken und Poststempel
- Deutsch-polnisches Gemeinschaftsprojekt zum Thema Mode
- Gorzów belegt den dritten Platz beim Wettbewerb „Fahrrad-Hauptstadt“ Polens.
- Gedenken an die August-Proteste von 1982
- Neu ausgestattete Unterrichtsräume für Berufsbildung mit Werkstätten wurden übergeben.

- Neuer Spazier- und Radweg an der Warthe wurde eingeweiht.
- Bartosz Zmarzlik wurde neuer Speedway-Weltmeister.
- PR-Werbe-Kampagne „Hier komme ich her“ sucht für Werbung und Öffentlichkeitsarbeit Ideen, Apfelbutter wird als Gorzówer Köstlichkeit ausgewählt.
- Villa Jaehne wird Unternehmerzentrum.
- 40 Jahre Jazz-Club mit einem informellen Bildungsprojekt „Die kleine Jazz-Akademie“, dabei besuchen u. a. polnische Musiker die Schulen.

Die umfangreichen Aktivitäten der Stadt sind hier lediglich als Ausschnitt und im Telegrammstil wiedergegeben. Es wurden auch Investitionssummen und die Höhe der Förderung durch die EU genannt.

Ein köstliches Abendessen und ein Jazz-Konzert rundeten den ersten Tag ab.



Wolfhart Paucksch (links) übergab dem Stadtsekretär Eugeniusz Kurzawski (rechts), verbunden mit einem herzlichen Gruß von seiner Ehefrau, eine Foto-Collage, auf welcher dokumentiert ist, wie die frisch gepflanzte Landsberger Renette in seinem Garten in Rellingen grünte, blühte und erste Früchte trug. (Bildmitte unser Dolmetscher)

25. Tag des Gedenkens und der Versöhnung

Emotionaler Höhepunkt: Das Läuten der Friedensglocke

Prof. Dr. Joachim Gasiecki

Seit 25 Jahren organisieren die Kommunalpolitiker der polnischen Stadt Gorzów Wielkopolski (ehem. Landsberg/Warthe) Ende Januar einen „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“, zu dem sie frühere deutsche Bewohner zu Begegnungsveranstaltungen einladen. So beschreiben die städtischen Organe ihre Idee: „Jedes Jahr ist der 30. Januar ein Tag, an dem es vor allem um die Erinnerung an ein gemeinsames Erbe, aber auch um Versöhnung geht.

Dabei wird trotz schwieriger Erfahrungen ein Blick in die Vergangenheit mit Nachdenken und Optimismus gerichtet. Landsberg und seine Geschichte sind für Gorzów eine der Existenzgrundlagen. Jeden Tag kommen wir in der Stadt an vielen Orten vorbei, die Zeugen des Lebens der ehemaligen Einwohner sind. Am 30.01.2020 habe ich, selbst Kind dieser Stadt, zum ersten Mal daran teilgenommen. Mein Eindruck war sehr positiv. Zunächst standen würdevolle Veranstaltungen mit Kranzniederlegungen am LAPIDARIUM der Stadt (der Gedenkstätte für die Toten des ehemaligen Landsberg/W.), auf dem Soldatenfriedhof und dem heutigen Kommunalfriedhof von Gorzów auf dem Programm. Den Abschluss des Vormittags bildeten offizielle Feierlichkeiten auf dem PLAC GRUNWALDSKI, wo Reden von Vertretern der Kommunalbehörden, u. a. des Stadtpräsidenten und von deutschen Gästen gehalten wurden. Auch ein Grußschreiben des Wojewoden der Wojewodschaft Lubusko wurde verlesen. Daran schloss sich das traditionelle Läuten der Friedensglocke an, seit 25 Jahren eine zu diesem Gedenktag gehörende eindrucksvolle Zeremonie.

Die Friedensglocke wurde zum 750. Jahrestag der Gründung der Stadt Landsberg auf Initiative der Stadtvertreter und mit Hilfe von Spenden polnischer und deutscher Bürger gespendet. Sie trägt die Inschrift: „Pokoj – Pax – Frieden“ und den Vermerk „1257-2007 Landsberg an der Warthe-Gorzów Wielkopolski“ sowie die Schlusszeile von Schillers „Lied an die Glocke“: „Freude dieser Stadt bedeute, Friede sei ihr erst Geläute.“ Den Nachmittag füllte eine historisch-wissenschaftliche Veranstaltung in der modernen Stadtbibliothek unter dem Motto „Gorzów/Landsberg: Erinnerung bewahren – Zukunft gestalten“, verbunden mit der Eröffnung einer Jubiläumsausstellung „25 Jahre des Gedenkens und der Versöhnung“. Den Tag beschloss ein Kammerkonzert in der neuen Philharmonie der Stadt. Von großer Bedeutung waren die Vorträge und die individuellen Gespräche. Einige inhaltliche Aspekte sind besonders hervorzuheben: Alle Redner betonten die Notwendigkeit, gerade in der heutigen Zeit den Friedensgedanken aktiv zu vertreten. Dabei stand der Appell, sowohl an die ehemaligen Landsberger und ihre Nachkommen, als auch an die heutigen Bewohner von Gorzów, im Vordergrund, sich die eigene Geschichte der schon über 760-jährigen Stadtentwicklung zu bewahren bzw. bewusst zu machen. Und schließlich betonten alle



Prof. Dr. Joachim Gasiecki, der Autor dieses Beitrags, hat sich zu den Feierlichkeiten auf dem Plac Grunwaldski mit Verwandten getroffen.

Sprecher, dass wir immer den Zusammenhang der regionalen Entwicklung mit den übergeordneten Strukturen bis zur europäischen Ebene beachten und pflegen müssen. Im Vordergrund stand dabei die Aussage: Wir haben alle, ob Polen oder Deutsche, eine gemeinsame, wenn auch manchmal schwierige, europäische Vergangenheit; wir gestalten gemeinsam eine komplizierte europäische Gegenwart; wir wünschen uns alle eine gemeinsame europäische Zukunft in Frieden und Freundschaft.

Schüler und Schülerinnen des Zweiten Lyzeums von Gorzów hatten die Teilnehmer am 25. „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“ mit einem Auszug aus einem Gedicht „Frieden“ begrüßt:

**„Die anderen werden vor die Häuser laufen,
um im kurzen Austausch der Hände allen Ihren, allen
Unbekannten
die Wahrheit als normale Sache anzugeben:
dass die Menschen der Erde den Frieden, nicht das
Schwert brachten.“**

Diese Betonung des Friedens und der europäischen Einheit war für mich ein hervorzuhebendes europäisches Erlebnis – gerade mit Blick auf die deutsch-polnischen Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart.



Kranzniederlegung am Lapidarium durch Vertreter der Stadt Gorzów.



Regenschirme waren die ständigen Begleiter an diesem Vormittag.



Der Gedenkstein am Lapidarium erinnert an die Landsberger, die von 1831 bis 1945 auf diesem Friedhof beigesetzt wurden.



Natürlich wurde auch das Lapidarium besucht, wobei Rosen an den Gedenksteinen für Ursula Hasse-Dresing und Christa Greuling niedergelegt wurden.



Auch auf dem Soldatenfriedhof wurden Kränze von den verschiedenen Delegationen niedergelegt.



Stiftungsratsvorsitzender Jochen Ullrich (rechts) und Herbert Schimmel (3. von rechts) als Vertreter der Stiftung Brandenburg nach der Kranzniederlegung auf dem Soldatenfriedhof.



Vertreter der Stadt Gorzów und der Partnerstädte Eberswalde und Herford am Ossarium auf dem kommunalen Friedhof in Gorzów.



Ossarium – Gedenkstein für die Toten des evangelischen Marienfriedhofs und daneben der Stein für Johann Gottlieb Hermann Paucksch.



Die Abordnungen der Fahnenträger und die Gäste haben sich vor der Friedensglocke auf dem Plac Grunwaldski zum Erinnerungsfoto versammelt.



Stadtpräsident Jacek Piotr Wójcicki während seiner Rede vor der Friedensglocke.



Die 3er Abordnungen der Fahnenträger.



Zwei gebürtige Landsberger läuten die Glocke: Jürgen Bahr und Wolfhart Paucksch.

Der traditionelle und wichtigste Moment: das Läuten der Friedensglocke.

Fotos: Facebook Gorzów Przysań, SB und SL.

25. Dzień Pamięci i Pojednania

Uroczysta prezentacja książki w miejskiej bibliotece „Zbigniewa Herberta”

Sławomir Szenwald*

30 stycznia 2020 r. w Wojewódzkiej i Miejskiej Bibliotece Publicznej im. Z. Herberta odbyła się druga część gorzowskich obchodów Dnia Pamięci i Pojednania. W tym roku przypadła 25. rocznica pamiętnego dnia, w którym mieszkańcy dawnego Landsberg an der Warthe i obecni gorzowianie, wspólnie po raz pierwszy uderzyli w Dzwon Pokoju. Od tego momentu styczniowe spotkanie na Placu Grunwaldzkim stało się tradycją i nieprzerwanie od 25 lat wpisuje się w kalendarz wydarzeń miejskich.



Sławomir Szenwald, Dyrektor biblioteki przedstawił nowe publikacje. / Sławomir Szenwald, Direktor der Bibliothek stellte die neuen Publikationen vor.

W 2020 roku, z racji okrągłego jubileuszu, przygotowano okolicznościowe wydawnictwa. Muzeum Lubuskie im. Jana Dekerta w Gorzowie Wielkopolskim opracowało i wydało album upamiętniający 25 lat polsko-niemieckich obchodów Dnia Pamięci i Pojednania. Biblioteka Herberta natomiast 30 stycznia 2020 r. promowała wydawnictwo poświęcone przedwojnemu landsberskiemu działaczowi społecznemu, przedsiębiorcy i politykowi, Maxowi Bahrowi, wydając przetłumaczoną część jego wspomnień w książce pt. „Max Bahr – społecznik, polityk i przedsiębiorca. Wspomnienia z lat 1848-1926”, red. M. Czabańska-Rosada, G. Kostkiewicz-Górska, P. Leszczyński. Wspomnienia te w oryginale ukazały się w 1926 r.: Max Bahr, *Eines deutschen Bürgers Arbeit in Wirtschaft und Politik. Leben, Erinnerungen und Erfahrungen aus den Jahren 1848 bis 1926*, Berlin 1926. Przekładu dzieła na język polski dokonała Małgorzata Czabańska-Rosada. Przetłumaczone wspomnienia zostały poprzedzone obszernym artykułem autorstwa Pawła Leszczyńskiego, traktującym o ponadczasowych

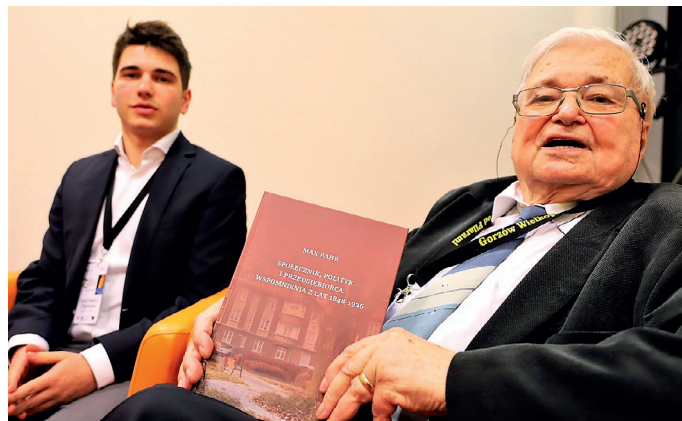
zamysłach i dokonaniach Maxa Bahra. Całość została uzupełniona komentarzami historycznymi.

Przed przekazaniem książek, goście – dawni mieszkańcy Landsbergu i ich potomkowie oraz gorzowianie, wysłuchali okolicznościowych prelekcji, które wygłosili Agnieszka Dębska, dr Falko Neiningen i dr hab. Paweł A. Leszczyński. Wśród zgromadzonych na sali zasiadali krewni znanych landsberczyków – Jürgen Bahr (prawnuke Maxa Bahra) i Lennard Bahr (prawnuk Bahra), Matthias Lehman (prawnuke Gustava Schroedera), Wolfhart Paucksch (prawnuke Hermanna Pauckscha)

Wszyscy, którzy przybyli do biblioteki, mogli otrzymać wyżej wspomniane wydawnictwa. Publikacja „Max Bahr – społecznik...” powstała dzięki wsparciu finansowemu z Funduszy Małych Projektów w Euroregionie Pro Europa Viadrina dla Programu Współpracy INTERREG VA Brandenburgia – Polska 2014-2020 w ramach Europejskiej Współpracy Terytorialnej.

**Dyrektor Wojewódzka i Miejska Biblioteka Publiczna im. Zbigniewa Herberta, ul. Sikorskiego 107, 66-400 Gorzów Wielkopolski, Tel. 95 723 89 00*

<https://www.wimbp.gorzow.pl/dzien-pamieci-i-pojednania-oraz-promocja-ksiazki-max-bahr-spolesznik-polityk-i-przedsioborca-wspomnienia-z-lat-1848-1926>



Jürgen Bahr (prawnuke Maxa Bahra) i Lennard Bahr z nową książką „Max Bahr – działacz społeczny, polityk i przedsiębiorca. Wspomnienia z lat 1848-1926” w języku polskim. / Jürgen Bahr (Urenkel von Max Bahr) und Lennard Bahr mit dem neuen Buch „Max Bahr – sozialer Aktivist, Politiker und Unternehmer. Erinnerungen von 1848-1926“ in polnischer Sprache.

25. Tag des Gedenkens und der Versöhnung

Feierliche Buchpräsentation in der Stadtbibliothek „Zbigniewa Herberta“

Stawomir Szenwald*

Am 30. Januar 2020 fand in der Woiwodschafts- und Stadtbibliothek „Zbigniew Herbert“ der zweite Teil der Gorzower Feierlichkeiten zum Gedenken und zur Versöhnung statt. In diesem Jahr jährte sich zum 25. Mal der denkwürdige Tag, an dem die Bewohner des ehemaligen Landsberg an der Warthe und die heutigen Gorzower Bürger zum ersten Mal gemeinsam die Friedensglocke läuteten. Seitdem ist das Januar-Treffen am Grunwaldzki Plac (früher Musterplatz) Tradition und seit 25 Jahren fester Bestandteil des Veranstaltungskalenders der Stadt.



Den übersetzten Erinnerungen ging als Einführungstext ein ausführlicher Artikel von Prof. Paweł Leszczyński über die zeitlosen Ideen und Leistungen von Max Bahr voraus. Das Ganze wurde mit historischen Kommentaren ergänzt und von Dr. Małgorzata Czabańska-Rosada übersetzt. / Przetłumaczone wspomnienia poprzedził obszerny artykuł prof. Pawła Leszczyńskiego na temat ponadczasowych pomysłów i osiągnięć Maxa Baha. Całość została uzupełniona komentarzami historycznymi i dr. Tłumaczone Małgorzata Czabańska-Rosada.

Im Jahr 2020 wurden aufgrund des runden Jubiläums einige Veröffentlichungen vorbereitet. Das Lubuskie Museum Jan Dekert aus Gorzów Wielkopolski hat ein Album zum 25-jährigen Jubiläum der deutsch-polnischen Feier des „Geden-

kens und der Versöhnung“ entwickelt und veröffentlicht.

Am 30. Januar 2020 förderte die Herbert-Bibliothek eine Publikation, die dem Landsberger Sozialaktivisten, Unternehmer und Politiker aus der Vorkriegszeit, Max Bahr, gewidmet war, indem sie einen übersetzten Teil seiner Erinnerungen in dem Buch veröffentlichte „Max Bahr - sozialer Aktivist, Politiker und Unternehmer. Erinnerungen von 1848-1926“, herausgegeben von M. Czabańska-Rosada, G. Kostkiewicz-Górska, P. Leszczyński. Diese Erinnerungen wurden ursprünglich 1926 veröffentlicht: „Max Bahr, Eines deutschen Bürgers Arbeit in Wirtschaft und Politik. Leben, Erinnerungen und Erfahrungen aus den Jahren 1848 bis 1926“, Berlin 1926. Das Werk wurde von Małgorzata Czabańska-Rosada ins Polnische übersetzt. Den übersetzten Erinnerungen ging ein ausführlicher Artikel von Paweł Leszczyński über die zeitlosen Ideen und Leistungen von Max Bahr voraus. Das Ganze wurde mit historischen Kommentaren ergänzt.

Vor der Übergabe der Bücher hörten die Gäste – ehemalige Landsberger und ihre Nachkommen sowie Gorzower Bürger – einige Vorträge von Agnieszka Dębska, von Dr. Falko Neiningen und Dr. Hab. Paweł A. Leszczyński. Unter den versammelten Gästen waren die Nachkommen der berühmten Landsberger – Jürgen Bahr (Urenkel von Max Bahr) und Lennard Bahr (Nachkomme der 6. Generation von Max Bahr), Matthias Lehman (Urenkel von Gustav Schroeder) und Wolfhart Paucksch (Urenkel von Johann Gottlieb Hermann Paucksch).

Jeder, der in die Bibliothek kam, konnte die oben genannten Veröffentlichungen erhalten. Die Publikation „Max Bahr – Sozialarbeiter ...“ entstand dank der finanziellen Unterstützung aus Kleinprojektfonds der Euroregion Pro Europa Viadrina für das Kooperationsprogramm INTERREG VA Brandenburg – Polen 2014-2020 im Rahmen der Europäischen Territorialen Zusammenarbeit.

*Direktor der Woiwodschafts- und Stadtbibliothek Zbigniew Herbert, ul. Sikorskiego 107, 66-400 Gorzów Wielkopolski, Tel. 95 723 89 00

<https://www.wimbp.gorzow.pl/dzien-pamieci-i-pojednania-oraz-promocja-ksiazki-max-bahr-spolecznik-polityk-i-przedsiębiorca-wspomnienia-z-lat-1848-1926>

Übersetzung durch google translator, bearbeitet von M. und W. Paucksch, veröffentlicht auf der Homepage der Bibliothek Gorzów Wlkp. am 3. Febr. 2020.



Das Lubuskie Museum Jan Dekert in Gorzów Wielkopolski hat ein Album zum 25-jährigen Jubiläum des deutsch-polnischen „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“ veröffentlicht. Die Texte von Landsberger und Gorzówser Persönlichkeiten sind in deutscher und polnischer Sprache verfasst. Der Band enthält sehr schöne Erinnerungsfotos von den Feiern der vergangenen Jahre. / Muzeum Lubuskie Jana Dekerta z Gorzowa Wielkopolskiego wydało album z okazji 25-lecia polsko-niemieckiego „Dnia Pamięci i Pojednania”. Teksty osobowości Landsbergera i Gorzówiera są napisane w języku polskim i niemieckim. Tom zawiera bardzo ładne pamiątkowe zdjęcia z obchodów minionych lat.



Blick in die vollbesetzte Bibliothek. Erste Reihe von rechts nach links: Jürgen Bahr, Dr. Falko Neining, Mitglied im Stadtrat Grażyna Wojciechowska, Stadtsekretär Eugeniusz Kurzawski, Kreisdirektor und Kämmerer des Landkreises Herford Markus Altenhöner und weitere Ehrengäste aus Deutschland und Polen. / Zajrzyj do pełnej biblioteki. Pierwszy rząd od prawej do lewej: Jürgen Bahr, Dr. Falko Neining, członek Rady Miasta Grażyna Wojciechowska, sekretarz miasta Eugeniusz Kurzawski, dyrektor dystryktu Herford Markus Altenhöner oraz inni goście honorowi z Niemiec i Polski.



Eine nette Geste der Gastgeber war das liebevoll hergerichtete Kuchen-Buffett. / Miłym akcentem gospodarzy był pięknie przygotowany bufet z ciastami.



Stadtsekretär Eugeniusz Kurzawski ließ es sich nicht nehmen, den Gästen die Bücher persönlich auszuhändigen. / Sekretarz Miasta Eugeniusz Kurzawski nie przegapił okazji, aby osobiście przekazać książki gościom.



Die Freude über die sorgfältig angefertigten Publikationen bei den ehemaligen Landsbergern ist groß. / Starannie przygotowane publikacje dawnych Landsbergerów sprawiają wielką radość



Eine erste Leseprobe gönnen sich die Schwestern gleich vor Ort. / Siostry zafundowały sobie próbkę z pierwszego czytania na miejscu.

25. Tag des Gedenkens und der Versöhnung

Enkeltochter begleitet Großmutter in die Heimat der Vorfahren

Gundula Stegner*

Als ich im Heimatblatt, Heft 59 die Einladung des Stadtpräsidenten von Gorzów Wielkopolski, Jacek Wojcicki las, stand für mich fest, dass ich dieser Einladung folgen würde. Zumal meine Enkeltochter Angela den Wunsch geäußert hatte, den Geburtsort ihrer Oma (Landsberg an der Warthe) kennenlernen zu wollen. Also sind wir bequem mit dem Flix-Bus von Berlin Schönefeld nach Gorzów gefahren.



Hier in der Upstallstraße von Landsberg (Warthe) lebte Gundula Stegner mit ihren Eltern. Hier wohnten zahlreiche Eisenbahnerfamilien. (Bild: Google earth)



Gundula Stegner war positiv überrascht, als sie das Haus im Januar ihrer Enkeltochter zeigen wollte, und es plötzlich frisch saniert erstrahlte. (Bild privat)

Da wir zeitig dort ankamen, haben wir uns schon mit der Umgebung etwas vertraut gemacht und konnten uns von vielen Bau- und Renovierungsaktivitäten in der Stadt überzeugen. Das von der Stadt Gorzów Wlkp. organisierte Programm zu den Feierlichkeiten zum Tag des Gedenkens und der Versöhnung, insbesondere die Niederlegung von Blumen auf den drei Friedhöfen durch ehemalige Landsberger Bürger und Vertreter der Stadt Gorzów, haben uns sehr beeindruckt. Höhepunkt für uns war das gemeinsame Läuten der Friedensglocke, verbunden mit dem Wunsch nach immerwährendem Frieden. Wir möchten der Stadtverwaltungsbehörde von Gorzów Wlkp. für die gemeinsame Zeit der Feierlichkeiten zu „25 Jahre Tag des Gedenkens und der Versöhnung“ unseren Dank aussprechen. Am nächsten Tag, unser Bus fuhr erst am Nachmittag wieder nach Berlin-Schönefeld, hatte ich noch Gelegenheit, das Haus, in welchem ich 1941 geboren wurde, meiner Enkelin Angela zu zeigen. Wir wohnten damals in der Nähe des Bahnhofs – mein Vater war Lokomotivführer – in der Upstallstraße, heute Składowa. Ich habe mich sehr darüber gefreut, dass ich das Haus, so wie ich es von Fotos kannte – jetzt aber mit frischem Anstrich – meiner Enkelin zeigen konnte. Auch waren wir noch am Warthe-Ufer. Es war ein emotionales Erlebnis, und sicher nicht der letzte Besuch in der wunderschönen Stadt Gorzów Wielkopolski.



Gundula Stegner mit ihrer Enkeltochter Angela, die ihre Großmutter gern nach Gorzów begleitete und schon persönliche Kontakte geknüpft hat. (Bild privat)



Dieser Kleiderbügel aus Landsberg (Warthe) hätte sicher eine Menge zu erzählen, wenn er reden könnte, Gundula Stegner bewahrt ihn als Kleinod auf. (Bild privat)

*Gundula Stegner geb. Lemke, geboren am 10.12.1941, lebt jetzt in Berlin.

E-Mail: gunsteg@gmail.com

25. Tag des Gedenkens und der Versöhnung

Glanzvolle Abschiedsveranstaltung in der Philharmonie

Den feierlichen Abschluss der beiden Tage in Landsberg bildete am Donnerstagabend eine Einladung in die Philharmonie Gorzów. Nach einem Konzert der Gruppe Trio Taklamakan gab es ein Abendessen und die Möglichkeit zu Gesprächen.



Das Trio Taklamakan in der Philharmonie Gorzów: Jan Romanowski (Geige), Andrzej Trzeciak (Cello) und Michał Karasiewicz (Klavier).

Nach den Kranzniederlegungen und den Feierlichkeiten an der Friedensglocke auf dem plac Grunwaldzki ging es zum gemeinsamen Mittagessen im Hotel „Mieszko“. Danach bestand die Möglichkeit zu einem kurzen Besuch in der Marienkirche, um die Fortschritte der Sanierung zu besichtigen, bevor um 16 Uhr die Veranstaltung „Erinnerung bewahren – Zukunft gestalten. 25 Jahre Tag des Gedenkens und der Versöhnung“ in der Wojewodschafts- und Stadtbibliothek begann. Für den Abend gab es eine Einladung in die Philharmonie Gorzów, zum Kammerkonzert „Verborgene Tänze“ des Trio Taklamakan. Um ehrlich zu sein, ich konnte mir unter „Verborgene Tänze“ so rein gar nichts vorstellen. Mein Musikgeschmack ist breit – von Rock bis Klassik – aufgestellt, aber das Trio Taklamakan kannte ich noch nicht. Die Band stellt sich auf ihrer Internetseite www.trio.taklamakan.pl so vor:

Die Band wurde im Juni 1998 gegründet. Das Taklamakan Trio ist eine großartige Band. Es besteht aus Musikern, die klassische Instrumente spielen und klassisch ausgebildet sind – weil sie alle Absolventen der Posener Musikakademie sind – und dennoch kann ihre Musik in keiner Weise als „klassisch“ bezeichnet werden. Die Mischung aus Lebenserfahrungen, Talenten und Fähigkeiten der Bandmitglieder führt dazu, dass Trio-Musik oft mit ungewöhnlichen Kombinationen von Themen und Stilen überrascht, und manchmal ist sie sehr virtuos, aber immer äußerst energisch und lebhaft, sogar leidenschaftlich, weil Jan Romanowski (Geige), Andrzej Trzeciak (Cello) und Michał

Karasiewicz (Klavier) vor allem mit ihren Herzen spielen. Obwohl sie dem Volksausdruck nahestehen, sind sie auch keine Volksband. Was sie spielen, kann als „klassische Volksmusik“ bezeichnet werden. Zu den musikalischen Faszinationen der Band zählen rhythmisch gebrochener Balkan, spontane und manchmal nostalgische Tänze, Klezmer-Melodien und lebhafter Tango – nicht nur aus Argentinien. Die besondere Wertschätzung des Trios ist die Arbeit von Astor Piazzolla. Manchmal gibt es so viele Ideen, dass sie anfangen, ihr eigenes Leben zu führen. Auf diese Weise kreieren sie ihre eigenen Songs, die tief in der Atmosphäre musikalischer Verliebtheit verwurzelt sind. Wir sind zu dritt, „jeder von uns hat ein anderes Blut“ (wie das Lied sagt), aber die Freude am Zusammenspiel und die Fähigkeit, diese Freude mit den Zuhörern zu teilen, verbinden

uns, weil wir in der Musik hauptsächlich nach Energie suchen. Guter Energie. In einem Interview sagen sie über sich:

„Wir spielen einfach gerne, so wie wir spielen, gleichzeitig wollen wir Spaß haben. Wir spielen Songs, die uns glücklich machen, und wir möchten, dass sie andere genauso genießen. Der Rest ist Philosophie – manchmal müssen wir etwas über diese Musik sagen. Die Hörer können die Welt irgendwie auf ihre eigene Art und Weise betrachten und verstehen. Wir achten nicht besonders auf die „Genre-Reinheit“ der Musik, die wir spielen, und wir interessieren uns nicht für musikwissenschaftliche Analysen – wir sprechen über den Unterschied zwischen einem Musiker und einem Musikwissenschaftler, aber dies ist ein separates Thema. Wir mögen die volkstümliche Ausdrucksweise, die voller positiver Energie und ohne für klassische Musik charakteristische Klangschnitzereien ist, aber andererseits hat jeder von uns 17 Jahre für das Erlernen des Instrumentenspiels aufgewendet, und deshalb sind wir nicht an „leeren Läufen“ interessiert, Melodien aus der U-Bahn schneiden und andere einfache (nicht zu sagen „grobe“) musikalische Lösungen. In unseren Studien und Kompositionen versuchen wir, selbst die einfachsten Melodien in eine Art „Musikgeschichte“ zu verwandeln, indem wir mehrere – manchmal sehr unterschiedliche – Themen zu einem Song kombinieren. Wir wollen auch so viele Möglichkeiten unserer Instrumente wie möglich zeigen, ohne virtuose Elemente zu vermeiden. Das Wichtigste für uns

ist jedoch die Freude am Zusammenspiel und die Fähigkeit, diese Freude mit den Zuhörern zu teilen.“

Und das merkt man dem Trio beim Musizieren an, es scheint so, als bräuchten sie nicht die geringste Abstimmung untereinander. Es ist die reinste Freude, ihnen zuzuhören und zuzuschauen. Und natürlich haben wir die Gelegenheit genutzt, im Anschluss an das Konzert ein Album zu erwerben, das aus einer CD und einer DVD besteht. Auf der DVD kommen zusätzlich noch wunderbare Sänger und hochkarätige Tänzer dazu. Wir waren sehr positiv überrascht. Nach dem gemeinsamen Abendessen mit anschließenden Gesprächen in der Philharmonie wurde die Gruppe von Stadtsekretär Eugeniusz Kurzawski mit liebevollen Erinnerungspräsenten verabschiedet.

Für uns war es die erste Teilnahme an diesem Treffen. Als neues Redaktionsteam des Heimatblattes Landsberg wollten wir unbedingt diese wichtige Veranstaltung miterleben. Wir waren überwältigt von der Gastfreundschaft und der perfekten Organisation der Veranstaltung, und begeistert von den freundschaftlichen Beziehungen zwischen der Stadt Gorzów, den ehemaligen deutschen Bewohnern der Stadt Landsberg (Warthe) und den Partnerstädten.

Liebe polnische Freunde: Danke für diesen wunderbaren Abend.

Drodzy polscy przyjaciele: dziękuję za ten cudowny wieczór.



Stadtsekretär Eugeniusz Kurzawski überreicht jedem Gast ein Glas Apfelbutter und einen Jubiläumskalender mit Fotografien aus 75 Jahren Gorzów von Waldemar Kućko.



Wolfhart Paucksch übermittelt den Dank aller Besucher für die herzliche Gastfreundschaft der Stadt Gorzów an Stadtsekretär Eugeniusz Kurzawski.



Kreisdirektor und Kämmerer Markus Altenhöner (Bildmitte) aus Herford bedankte sich bei der Partnerstadt Gorzów.



Die Besucher hatten sich auch in diesem Jahr so viel zu erzählen, dass der letzte Abend viel zu schnell vorüber ging.



Die Gäste schauen sich interessiert ihre Geschenke an.



Apfelbutter – dieser köstliche Brotaufstrich gewann den Wettbewerb „Rezepte mit der Landsberger Renette“.

Bilder: Facebook Gorzów Przysań, SB und SL.

Fotos der Familie Carl Bahr

Raritäten aus dem alten Landsberg (Warthe)

Von Karl-Heinz Wentzell erhielten wir eine Reihe von alten Fotos, die Jürgen Bahr ihm mit folgenden Informationen zur Verfügung gestellt hat:

„Durch eine Vermittlung von Robert Piotrowski, Gorzów, erhielt ich Kenntnis von einer Urenkelin eines jüngeren Bruders von Max Bahr, jenes Carl Richard Albert Bahr (1856 – 1945), der sich in Landsberg etwa 1903 die Villa „Carl Bahr“ hat bauen lassen, in der Hohenzollernstr. 1. Diese Villa wird in Gorzów als Standesamt genutzt. Das Foto eines Tanzstundenzirkels von 1918! mit den Namen fast aller Teilnehmer enthält auch Namen, die später im Heimatblatt bzw. in den Monatsberichten auftauchen, so zum Beispiel Karl Deutschländer, Fritz und Kurt Scharf, möglicherweise auch weitere.“

Von dieser Urenkelin stammen die Fotos der Familie Carl Bahr, deren Bildunterschriften vom Sohn Rolf Bahr wir übernommen haben. Hier nun als erstes das Foto des Tanzstundenzirkels von 1918.



In der ehemaligen Villa von Carl Bahr befindet sich heute das Standesamt.



Hinterere Reihe v. l. n. r.: ??, Hans Clemens, Bock von Wülfigen, Friedrich Wilhelm Meyer, Ulli Damerow, ??, Hermann Zöllner, Kurt Scharf, Conrad Zöllner, Fritz Scharf, Karl Deutschländer.

2. Reihe stehend: Gerda Martens, Ilse Martens, Renate von Richter, Anneliese Bahr, Leni Mathieu, Ursel Axhausen, Dorchon Damerow, Rose Bahr, Ilse Hoffmann, Gabriele von Richter, Carla Bock von Wülfigen.

Vordere Reihe sitzend: ??, Günther Wesemann, Ursel Arndt, Werner Clemens, Eva Groß, Rolf Bahr, ??, ... Berger, ??, Günter Arndt.



Mein Vater Carl Bahr, geb. am 29.10.1856. Die Aufnahme dürfte etwa aus dem Jahr 1936 stammen, als er ungefähr 80 Jahre alt war.



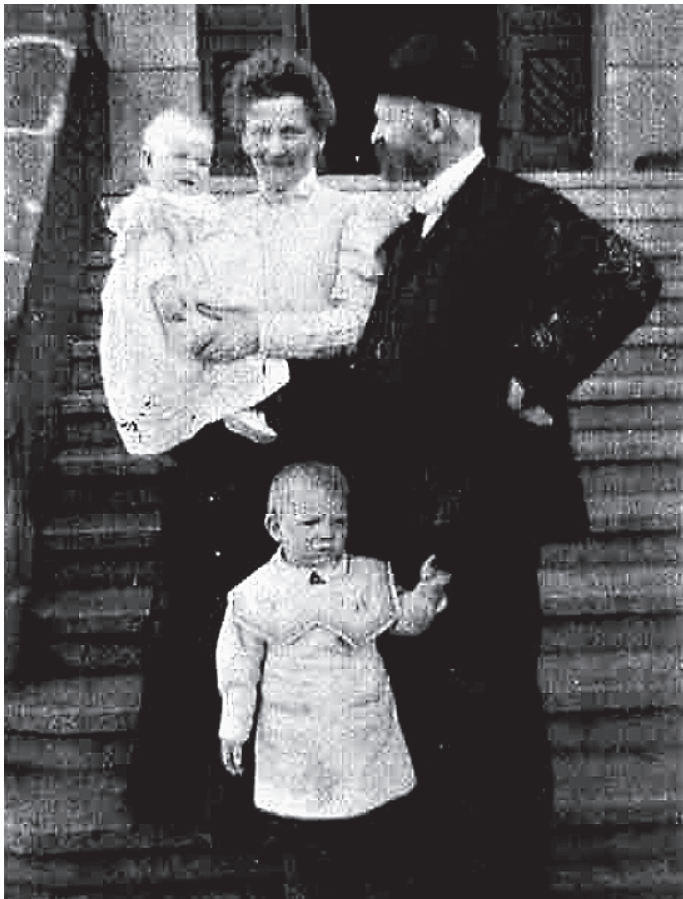
Meine Mutter Maria Bahr geb. Massalien, geb. am 24.07.1866. Von meinem Vater und von Verwandten wurde sie „Mia“ genannt. Die Aufnahme dürfte aus dem Jahr 1926/27 stammen, als sie ungefähr 60 Jahre alt war.



Carl Bahr, der Bräutigam und die Jungfrau Maria Massalien, die Braut. Laut Beschriftung des Originals ist dies das Brautbild meiner Eltern, aufgenommen vom Photograph Carl Koppe, Landsberg; also vor der Hochzeit in Sorau am 21. Juni 1903.



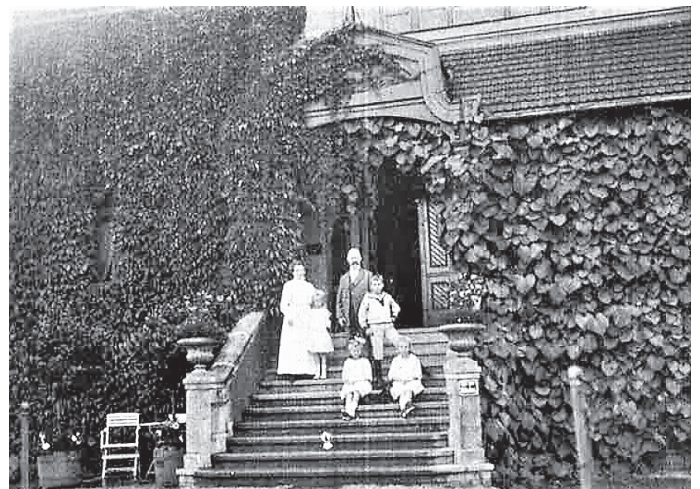
Unser großes Speisezimmer. Das Serviermädchen Marie bringt den Gänsebraten; in der Mitte mein Vater, daneben Herta und ich, vorn Anneliese und Rose, rechts Mutter und links unser Kinderfräulein.



Herr Rentier und Stadtrat Carl Bahr mit Frau Mia, Sohn Rolf und Tochter Anneliese.



Unser schönstes Spielzeug: der Esel mit Eselwagen! Der Reiter bin ich; im Wagen meine drei Schwestern und Max Haedicke und ein anderer Vetterssohn.



So sah der Haupteingang mit Freitreppe im Sommer aus. Die linke Seite des Hauses war dicht mit wildem Wein bewachsen; rechts die Gästetoilette, von der Tante Dora sagte: „Man sitzt bei Euch wie in einer Laube!“



Ein typisches Bild von meinem Vater Carl Bahr.



Abitur 17. März 1924. Hinten stehend von l. n. r.: Walter Segal, Peter Bluth, Walter Wollmann, Enno Schaar, Rolf Bahr, Direktor Güldner, Werner Mohs, ?? Becker. Vorn sitzend von l. n. r.: Fritz Massow, Kurt Bachmann, Studienrat Mehnert, Hans Wilhelmi, Paul Lehmann und unser jüdischer Co-Abiturient Lefeber.

Sehr geehrte Damen,

zuerst ein Lob: ich war positiv überrascht über das letzte Heimatblatt, für den Anfang gut gemacht; weiter so. Aber es wird sicher schwieriger, weil die Zuträger mehr und mehr wegen Alters fehlen werden. Ich selbst habe viele Beiträge geschrieben, aber mit 85 Jahren reist man nicht mehr so gern. Hier aber noch ein Beitrag; entscheiden Sie selbst: die mit dem Bild Angesprochenen dürften um die 90 Jahre alt sein.

Mit freundlichen Grüßen

Werner Gabloffsky

Ingenieur für Technik und Energie im Gartenbau, Gödringer Straße 23, 31157 Sarstedt

Tel: +49 (5066) 1427, E-Mail: werner@gabloffsky.de

Sehr geehrter Herr Gabloffsky,

danke für Ihre aufmunternden Worte, Sie haben vollkommen Recht, und wir sind ganz dringend auf die Zuarbeit aller Leser angewiesen. Melden Sie sich bitte, wir freuen uns auf Ihre Anrufe, Zuschriften und Zuarbeiten. Vielen Dank!

Die Redaktion

Erkennt sich jemand wieder?



Eine Klasse der Mädchenvolksschule Landsberg (Warthe) aus der Brückenvorstadt, Dammstraße. Mädchen-Volksschule II, Schuljahre 1933 - 1941.

Savoir Vivre ...

Cafés und Restaurants in Landsberg (Warthe)

Unser Leser Norbert Funke hat sich an Gespräche mit seiner Großmutter Lieselotte Bagola geb. Haack erinnert, in denen es speziell um die Cafés und Restaurants der Stadt ging, von denen es bis 1945 in Landsberg (Warthe) eine reichliche Anzahl gab.



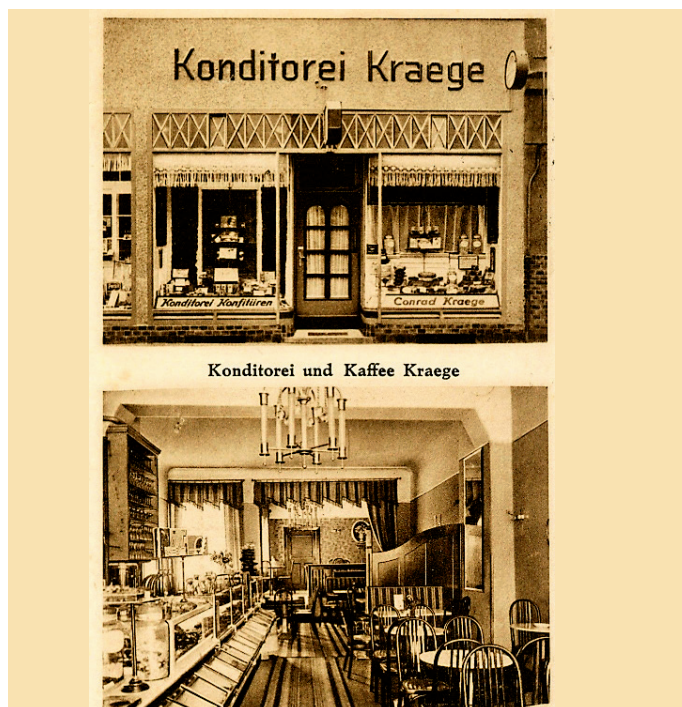
Das Garten- und Tanzlokal Eldorado in der Zimmerstraße.

Norbert Funke schreibt: Am bekanntesten war wohl das Café Voley am Stadtpark oder auch Konzertcafé genannt. Wenn der Bruder meiner Großmutter, Fritz Haack aus Frankfurt (Oder) zu Besuch kam, ging man ins Hotel Vater bzw. in dessen Weinstuben gegenüber der Marienkirche. Bei den Kindern gut bekannt war die Eisdiele Luigi Tragella am Markt. Beliebt waren auch die Ehrenberghalle in der Friedebergerstraße am Quilitzpark, das Café Seidig, die Konditorei Kraege in der Richtstraße und das Gartenlokal und Tanzcafé Eldorado in der Zimmerstraße (Brückenvorstadt). Zu erwähnen sind auch das Café Sommer am Paradeplatz und das Restaurant Kyffhäuser mit Biergarten in der Hindenburgstraße. Die Aufzählung könnte noch beliebig fortgesetzt werden. Im Anschluss an die Kaffee-Runde war sicher ein Spaziergang im Stadtpark oder durch den Quilitzpark angesagt.

Einen schönen Sommer wünscht allen Lesern des Heimatblattes Landsberg (Warthe)

Norbert Funke

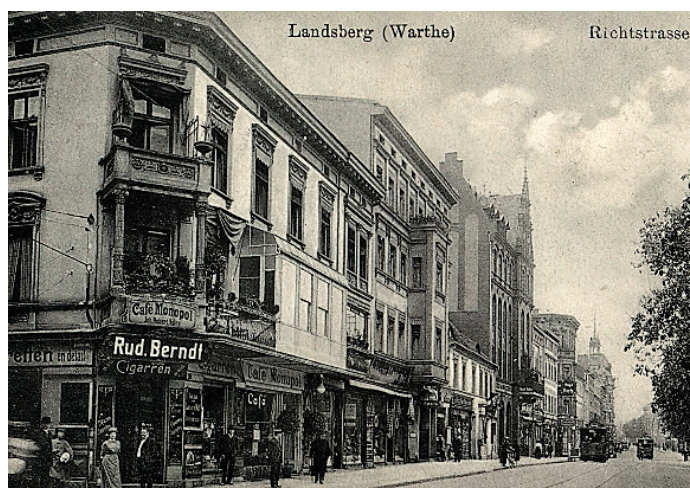
**Norbert Funke lebt in Peine*



Außen- und Innenansicht der Konditorei Kraege in der Richtstraße.



Blick in das mondäne Innere des Café Monopol.



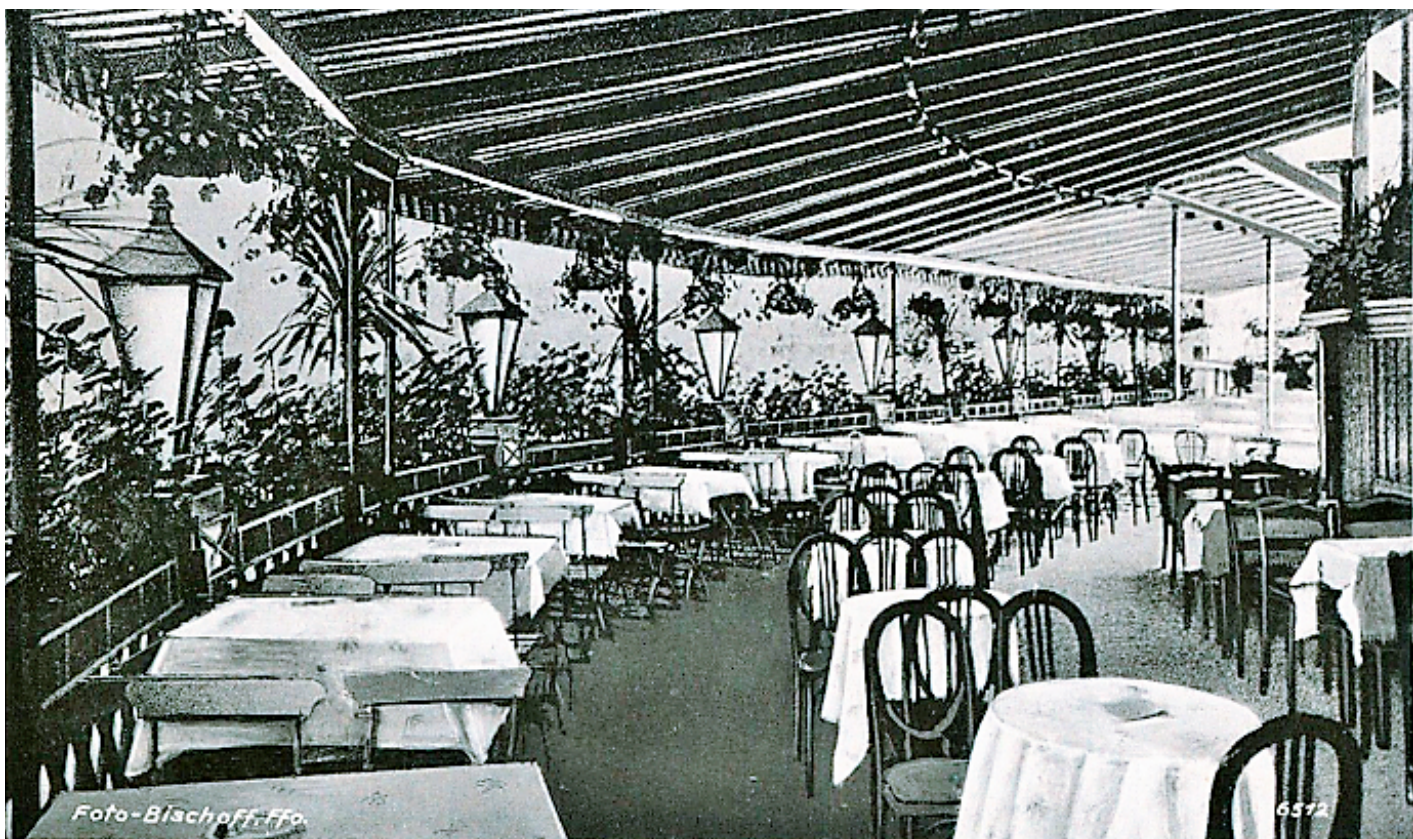
Das Café Monopol befand sich an der Ecke Richtstraße und Priesterstraße.



Das Konzert-Café Voley am Stadtpark.



Das Hotel Vater befand sich ebenfalls in der Richtstraße.



Auch innen konnte sich das Café Voley sehen lassen.

Seltener Schubladenfund in Gorzów

Programmheft zum Spielfilm „Emil und die Detektive“ von 1931

Ingeborg Wienhold*

Im April 2017 schrieb mir Robert Piotrowski – der bekannte Stadthistoriker von Gorzów, dass ein Bekannter von ihm einen seltenen Schubladenfund hätte. Das kleine Programmheft „Emil und die Detektive“ zeigt Szenen aus dem Film. Außerdem existiert eine Programmkarte mit den Darstellern des Films und dem Aufdruck: Donnerstag, den 28. April in den Kammer-Lichtspielen, Paradeplatz. Das war dann in den 30er Jahren. Da meinem Vater – Erich Christ – die Kammer-Lichtspiele in der Friedeberger Straße 27/28 (heute ul. Walczaka) – Paradeplatz gehörten, dachte er an mich und fragte, ob ich Interesse an dem Programmheft und den Karten hätte.



Ja, ich hatte Interesse und Robert Piotrowski übersandte alles sorgfältig verpackt: Das Programmheft mit der Karte, und es gab auch noch eine Programmkarte von dem Film „Melodie der Liebe“ aus dem Jahre 1932 mit Kammersänger Richard Tauber – auch mit dem Aufdruck „ab Freitag, 2. September, in den Kammer-Lichtspielen, Paradeplatz“. Diese Papiere sind über 80 Jahre alt! Fotos des Gesellschaftshauses sind in den Heften HB 47 vom Dezember 2013 und HB 58 vom Juni 2019 veröffentlicht. Auf der Internetseite der Deutschen Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen – in Berlin las ich, dass der Film „Emil und die Detektive“ aus dem Jahr 1931“ (nach

dem gleichnamigen Roman von Erich Kästner) immer noch zu schulischen Zwecken verwendet wird. Wer hätte von den Besuchern im damaligen Kino meines Vaters gedacht, dass dieser Film einmal so berühmt wird? Also habe ich Kontakt mit dem Museum aufgenommen, und die Mitarbeiterin war sehr interessiert an dem alten Programmheft. Die gesamten Original-Zeitdokumente habe ich dann dem Museum zur Verfügung gestellt. Nun kann ich nach drei Jahren berichten, dass dieser Film – der damals in Landsberg/Warthe – sicher viele Besucher in das Kino meines Vaters gezogen hat, noch im Jahr 2020 berühmt ist und ich lese im Internet, dass „SchulKinoWochen“ in Hessen und Berlin mit diesem Film stattfinden. Das wollte ich den Lesern des Heimatblattes einmal berichten.

Anmerkung:

Etwas, was mich sehr traurig macht, ist, dass man nachlesen kann, dass die Darsteller Emil (Rolf Wenckhaus), Gustav mit der Hupe (Hans Schaufuß) und der kleine Dienstag (Hans Albrecht Löhr) – bis auf den Fliegenden Hirsch (Hans Richter) – alle in ganz jungen Jahren im Zweiten Weltkrieg ihr Leben lassen mussten.

*Ingeborg Wienhold geb. Christ, geboren in Landsberg (Warthe), 64546 Mörfelden-Walldorf

E-Mail: Ingeborg.Wienhold@t-online.de





Jetzt strahlt er! Und Sie werden genau so vergnügt sein. Erleben Sie gemeinsam mit Emil und den Detektiven eines der originellsten Filmabenteuer:



Das ist Emil, der Oberdetektiv – ein Bengel, der in die Welt paßt. Werden Sie wieder jung mit ihm. Erfreuen Sie sich an seinen Streichen und Abenteuern.



„Was diese Jungens da wieder anstellen! Man möchte doch gleich...“. Na, früher hat man's doch genau so gemacht – und war das nicht schön? Erleben Sie's noch mal



Aufregend, was? Eine brenzliche Situation. Und davon gib'ts noch viel mehr. Ja, wenn man einem Dieb die Beute abjagen will....



Das kann einem schon passieren, wenn man kein reines Gewissen hat. Die ganze Rasselbande hinterher. Zum Totlachen – aber nicht für den Mann mit dem Melonenhut



Wir bringen demnächst das künstlerische Filmereignis des Jahres 1932
KAMMERSÄNGER RICHARD TAUBER
mit seinem Töchterchen im Film
„MELODIE DER LIEBE“
Lassen Sie sich dieses wirkliche Filmwunder nicht entgehen!

Ab Freitag, 2. September, in den
Kammer-Lichtspielen, Paradeplatz

Ein etwas anderes „Kindheitsmuster“

Ungleiche Wege von Landsberg (Warthe) bis in die Gegenwart

Peter O. E. Engel*

Dies ist eine Parallelgeschichte zu dem viel beachteten Buch „Kindheitsmuster“ von Christa Wolf, das als Hintergrund die Stadt Landsberg an der Warthe, heute Gorzów Wielkopolski, hat. Sie berichtet darin von ihrer Landsberger Kindheit in der Nazizeit sowie von einem Besuch ihrer alten Heimat. In den 70er Jahren besucht sie Landsberg gemeinsam mit ihrer Tochter und reflektiert das „Kindheitsmuster“ retrospektiv.

Christa Wolf hatte trotz des Verlustes ihrer Heimat als Kind immer noch mehr Glück als ich. Ich wurde 1935 geboren und bin aus diesem Grund sechs Jahre jünger als Frau Wolf. Ich habe mich immer gefragt, nachdem ich das 1977 erschienene Buch „Kindheitsmuster“ von meiner Mutter mit dem Zusatz: „Die ist auch aus Landsberg und beschreibt unsere Heimatstadt“ geschenkt bekam, wie die bekannte DDR-Schriftstellerin die Formung ihres Kindheitsmusters in der Nazizeit und auf den Stationen ihrer Flucht nach Westen beschrieben hat. Meine Eltern waren 1944 in gewissem Sinne optimistischer als die Familie Jordan, was das Zurückdrücken der Sowjetarmee durch deutsche Truppen betraf. Mein Vater – Teilnehmer des Ersten Weltkriegs – behauptete: „Der Russe ist fertig, der kann nicht mehr.“ Wir glaubten auch zu einem gewissen Grad der Nazi-Propaganda und wir blieben, statt das Angebot der Firma Maizena, bei der meine Mutter arbeitete, anzunehmen, mit einem Transport von Betriebsangehörigen noch in letzter Minute nach Pirna/Elbe gebracht zu werden, wo sich ein anderes Zweigwerk der Firma befand und wo wir vorerst in Sicherheit gewesen wären. Aber – wie gesagt – mein Vater wollte seine Heimat nicht verlassen, und so blieb die Familie in Landsberg/Warthe und wurde von der Sowjetarmee überrollt.

Unterschiedliche Voraussetzungen

Aber weshalb hatte Christa Wolf mehr Glück als meine Familie und ich? Einerseits fand die Familie Jordan kurz vor dem Einmarsch der Sowjetarmee noch eine Fluchtmöglichkeit – die schlimmen Ereignisse des Jahres 1945 sind der Formung ihres „Kindheitsmusters“, das sich unter den Ereignissen des Jahres 1945 dramatisch anders als beschrieben gestaltet hätte, erspart geblieben. Zum anderen wäre dieser Roman, hätte er die zum Teil grauenhaften Ereignisse der Besetzung Landsbergs beschrieben, unter den Gegebenheiten der DDR – die sich für das Verschweigen der schrecklichen Ereignisse und für das Verbot jeglicher, auch der leisesten Kritik an der Sowjetarmee entschieden hatte – wohl kaum zustande gekommen. Ganz im Gegenteil: Die Sowjetarmee war ein Befreier – insofern kann man auch unserem ehemaligen Bundespräsidenten Weizsäcker zustimmen – aber die Umstände einer derartigen Befreiung waren doch für viele Menschen im Osten, insbesondere für die vielen vergewaltigten Frauen, eine Katastrophe allergrößten Ausmaßes. Dass sich das „Wolf’sche Kindheitsmuster“ unter den erträglicheren Umständen einer erfolgreichen Flucht

vor der vorrückenden Roten Armee beschreiben ließ, hat den Roman – und das ist der zweite Glücksfall – für die Autorin unter DDR-Bedingungen möglich gemacht. Dass Christa Wolf auch so noch ihre Schwierigkeiten mit den kommunistischen Schriftstellerverbandsfunktionären gehabt haben dürfte, merkt man dem Roman trotzdem an vielen Stellen an. Nun ja, ich stelle meine eigene kleine Kindheitsgeschichte, sozusagen den Grundwebstoff meines eigenen Kindheitsmusters, an die Seite des Romans „Kindheitsmuster“ von Christa Wolf und überlasse es dem geneigten Leser, sich seine eigenen Gedanken über „Kindheitsmuster 1945“ zu machen. Dabei weiß ich aber auch, dass es anderen Landsberger Kindern sehr viel schlimmer als mir ergangen sein wird, insbesondere dann, wenn sie ihre Eltern oder Anverwandten in den Nachkriegswirren verloren haben. Noch ein letztes Wort. Es gibt auch Berührungspunkte zu Christa Wolf: Interessanterweise wohnten wir in Landsberg/Warthe ganz in der Nähe der Familie der Schriftstellerin, unsere Familien kannten sich allerdings nicht. Und der Weg meiner Familie nach der Vertreibung aus Landsberg/Warthe ähnelte frappierend dem der Familie Jordan/Wolf. Auch wir landeten nach der Vertreibung in einem mecklenburgischen Dorf bei Schwerin und ich ging in die gleiche (August-Bebel-)Schule wie die Schriftstellerin – allerdings einige Jahre später. Daher rührt wohl auch mein besonderes Interesse an diesem Roman.

Eine bürgerliche Idylle

Mein Geburtsjahr ist 1935. Ich wuchs in einer gut situierten bürgerlichen Familie auf. Mein Vater hatte mit 18 Jahren den Ersten Weltkrieg mitgemacht und überlebte, dank englischer Sanitätssoldaten, 1917 mit einer schweren Kopfverletzung, von der er sich in englischer Kriegsgefangenschaft gut erholte und danach im Landsberger Justizwesen volontierte. Als Justizangestellter wurde er in die Poststelle der General-von-Strantz-Kaserne versetzt. Die Kriegsjahre hatten ihm körperlich einerseits zugesetzt, andererseits aber seinen Lebenswillen gestärkt. „Wir sind nochmal davongekommen“ war das Motto der wenigen Kriegsheimkehrer, die – hoch geachtet von der Landsberger Gesellschaft – anerkannt, gefördert, ja sogar bei allen sich bietenden Gelegenheiten herumgereicht wurden. Mein Vater trieb trotz seiner schweren Verletzung Sport und beteiligte sich in seiner Freizeit auch an Liebhaber-Aufführungen verschiedener Landsberger Vereine. Hierbei werden meine Mutter und er sich sicher kennen



Das Denkmal Nellys Bank wurde am 29. Oktober 2015 in Christa Wolfs Geburtsort Landsberg (Warthe)/Gorzów Wielkopolski eingeweiht. Die Figur Nelly Jordan aus Wolfs Roman Kindheitsmuster trägt starke autobiografische Züge.

und lieben gelernt haben. Mein Großvater war ein angesehener Dachdeckermeister aus der Marienstadt. Er hat übrigens das Dach der Hermann-Göring-Oberschule gedeckt und hoffte, dass ich – sein Enkel – dort einmal Abitur machen würde. Ihm war die Heirat eines schwer Kriegsverletzten mit seiner Tochter nicht genehm, und so gab er keine Zustimmung zur Hochzeit meiner Eltern, bevor meine Mutter nicht 21 Jahre alt war. Danach konnte sie selbst entscheiden. Die glückliche Jugend bis zum Zusammenbruch 1945 ist schnell erzählt. Wir wohnten in der Soldiner Straße – nahe den im Roman geschilderten Pflesserschen Häusern – und ich wuchs behütet und gefördert durch die Familie im Milieu der Stadt auf. Der jährliche Sommer-Urlaub mit der Familie in Kolberg oder Swinemünde oder in Berlinchen – im Hotel eines Kriegskameraden meines Vaters – förderte Gesundheit und Wohlergehen. Als höchsten Augenblick meines kleinen Glücks empfand ich es, als ich an einem Urlaubstag morgens, beschenkt mit einem kleinen Holzsegelboot, bei strahlender Sommersonne auf der Kolberger Promenade mit der Musik des schmissigen Fučík-Marsches

dem blauen Ostseewasser zustrebte. Das übertraf bei weitem die Sonntagsspaziergänge im Quilitzpark oder im Zanziner Wald, und ist mir unvergesslich. Mein Großvater war als Dachdeckermeister 1939 nach Nakel/Netze im damaligen so genannten Protektorat, heute Nakło/Polen, zwangsverpflichtet worden. Gelegentliche Besuche bei meinen Großeltern hatten für mich bildenden und formenden Charakter – ich ging dort auch einige Wochen zur Schule. Im Heimatblatt habe ich u. a. auch über meine Freundschaft zu einem polnischen Jungen in der Kriegszeit berichtet. Das zweite bleibende Erlebnis ist der Besuch des Städtischen Kindergartens. Bei „Tante Klärchen“ fühlten sich alle Kinder wohl und ich erinnere mich gern an die fantasieanregenden Inszenierungen zu den Festtagen, wo Weihnachtsmann oder Osterhase in Persona auftraten. In den folgenden Jahren habe ich bei den gelegentlichen Fahrten nach Nakel Transporte von „Sträflingen“ jeden Geschlechts und Alters – mit traurigen und bittenden Gesten – aus dem Eisenbahnfenster wahrgenommen. Wahrscheinlich waren das Transporte in die Vernichtungslager. Ich habe mir aber als sechs- oder siebenjähriges Kind darauf keinen Reim machen können. Die Erwachsenen reagierten auf meine Fragen nichts sagend. In der Schule hatte ich keine Probleme. In den ersten Klassen bei Lehrer Henning war ich gelegentlich vorlaut. Es gab noch so etwas wie die Prügelstrafe. Es wurde bei Vergehen auf dem Pausenhof oder bei fehlenden Hausarbeiten auf die Finger geschlagen. Für mich war das entwürdigend, ich berichtete davon aber nichts zuhause. Der Glaube an den Führer und seine Bewegung war von der Schule her eingebläut und unumstritten. Wie der Protagonistin Nelly im Roman fiel es auch mir schwer, mit sechs Jahren die rechte Hand beim Deutschland- und dem folgenden Horst-Wessel-Lied beim Fahnenappell hoch zu halten. Gelegentlich gab es klassenweise Befragungen der Schüler durch besonders geschulte Lehrer, und den in brauner Amtskluft erscheinenden Rektor, zur Gesinnung und zur Einstellung zum Führer etc. Ich habe heute den Eindruck, dass man ab 1941 bereits den geeigneten Nachwuchs für nationalsozialistische Erziehungsanstalten (Napola) oder Offiziersnachwuchs suchte. An der positiven Einstellung zum herrschenden System gab es auch in der Familie keine Zweifel. Mein Vater war nominelles Mitglied der NSDAP, zahlte aber keinen Beitrag, was Besuche und Ermahnungen des Blockwarts mit sich brachte, aber keine Wirkung bei meinem Vater auslöste. Der Tag der Wehrmacht wurde mit Waffenvorfürhrungen aller Art auf den Kasernenhöfen und mit Erbsensuppe aus der Gulaschkanone begangen. Eines Abends nahm mein Vater mich mit in das Stadttheater, wo ein Empfang zu Ehren der Kriegsteilnehmer des Ersten Weltkriegs stattfand. Ich wurde dabei einem leibhaftigen General vorgestellt und war darauf sehr stolz. Wir wohnten in der Soldiner Straße und ich erinnere mich genau, dass es kleine Banden aus verschiedenen Straßen oder Vierteln gab, die gegeneinander „Krieg“ in einem verwilderten, unbebauten Gelände vor der Strantz-Kaserne führten. Da wurde mit Steinen geworfen und geprügelt, dass es nur so eine Art war. Als ich einmal, von einem Stein getroffen, blutend

nach Hause kam, erhielt ich Stubenarrest und ein Verbot, mich an derartigen Bandenkriegen zu beteiligen. Von der Partei und der SA wurden diese Raufereien übrigens geduldet – wahrscheinlich wurden sie als eine Art Wehrertüchtigung betrachtet.

Das Blatt wendet sich

Mein Vater hatte 1943 größere Schwierigkeiten in seiner Behörde – meine Familie zog daraufhin in Landsberg in die Theaterstrasse um. Die Erfolge Hitlers, die Polen- und Frankreichfeldzüge wurden in Landsberg natürlich auch mit Paraden und Umzügen gefeiert. Die Innenstadt, ich erinnere besonders die Richtstraße, waren bei solchen Ereignissen mit überdimensionalen Hakenkreuzfahnen übersät. Die heimkehrenden Truppen wurden mit Blumen und kleinen Geschenken begeistert gefeiert. Kurz: Die Euphorie war bis 1941 grenzenlos! Das Naziregime hatte nach den beiden siegreichen Feldzügen gegen Polen und Frankreich, der Angliederung Österreichs und der Zerschlagung der Tschechoslowakei seine militärische Überlegenheit nachdrücklich bewiesen, und die Nazis triumphierten auf der ganzen Linie. In der breiten Bevölkerung war es Konsens, das Hitlerregime als erfolgreich und in allen Belangen als effizient zu werten. Aber es gab auch Ausnahmen: Mein Großvater hatte einen Gesellen, der Kommunist war und sich durch seine angenehme Art der Familie angenähert hatte. Dieser war nicht mit meinem Großvater nach Nakel mitgegangen, weil seine Familie das nicht erlaubte. Er hatte eine Unterredung mit meinem Vater: „Wat soll ick bloß machen? Bei Hitler bin ick im Arsch und meine Partei hilft mir jetze ooch nich mehr. Nach Russland will ick nich. Ick mach am besten Schluss!“ Mein Vater gab wohl den Rat, „bei Hitler mitzumachen“, was in Anbetracht seiner eigenen Lage, und der seiner Familie, wohl in der Situation das Beste war. Christa Wolf beschreibt ja auch, wie die Kommunisten in Landsberg zu Kreuze krochen und sich den Nazis anschlossen. Nun aber der Überfall auf die Sowjetunion und der Zwei-Fronten-Krieg gegen England und die USA. Landsberg lebte im Frieden. Solange Radio und Wochenschau über militärische Erfolge berichteten, schien alles in Ordnung zu sein. Dann aber die ersten ernsten Menetekel am politischen Horizont: Stalingrad, die Landung der Alliierten an verschiedenen Stränden und das Attentat auf Hitler im Juli 1944. Bei einem erneuten Besuch in Nakel/Netze hörte ich zum ersten Mal BBC-Nachrichten mit meinen Großeltern. Mein Großvater hatte sich eine Europakarte aufgehängt, auf der er mit Nadeln den Frontverlauf der Ostfront markierte. Ich wurde zum Stillschweigen verurteilt. „Es steht schlecht und immer schlechter“ hieß es nun „unter der Hand“. Meine Großmutter hatte nie mit ihrer Meinung über die Nazis hinter dem Berg gehalten, die sie in der Familie unumwunden „die braune Pest“ nannte. Insbesondere die Judenverfolgungen in den ehemals polnischen Gebieten hatten sie fassungslos gemacht. Die sowjetische Front kam schnell näher und näherte sich Landsberg. Im Januar 1945 war es dann soweit: Rette sich wer kann!

Wir blieben

Und hier endete die Idylle der Jugendzeit. Ich war gerade neun Jahre alt, als ich am Morgen des 1. Februar 1945 auf die Straße schaute: Panjewagen mit Pferdebespannung soweit das Auge schaute. Darauf Frauen, die Sachen ordneten, etwas kochten, dazwischen bewaffnete Rotarmisten in großer Zahl. Es hatte in der Nacht zum 1. Februar noch Maschinengewehrfeuer und Brückensprengungen gegeben. Aber sonst war Landsberg, an den Kriegsumständen des Zweiten Weltkriegs gemessen, widerstandslos von der Sowjetarmee eingenommen worden. Unser Hauswirt war ebenfalls geblieben. Er hatte noch die Wohnung einer jungen Frau im Hause inspiziert, die mit einem letzten Soldatentransport am Abend des 31. Januar 1945 abgefahren war. Glücklicherweise, denn diese Dame hatte ihre Wohnung noch mit Hitlerbildern und anderen Nazi-Utensilien so ausgestattet, dass die sicherlich gereizten Sowjetarmisten das Haus wahrscheinlich in Flammen gesetzt hätten.

Nun also die Bewährungsprobe. Der totale Umschwung. Statt gesicherter Existenz nun völlige Ungewissheit. Höchste Unsicherheit in der Familie: Wie, um Gottes Willen, geht es weiter? Werden die Russen uns alle umbringen? Heulen und Zähneklappern im wörtlichen Sinne. Und die Russen kamen in die Häuser. Frage: Soldat? „Nein“ klang so ähnlich wie „Njet“, dann „Uri“ – man wollte Uhren haben. Eine gehörte sofort dem ersten besten mongolisch Aussehenden mit Maschinenpistole, der beglückt die weiteren Räume des Hauses inspizierte. Die nächsten Inspektionen galten den Schätzen des Hauses, Kristall, Bestecke, Tischwäsche. Die Wohnung wurde geplündert und verwüstet.

Schließlich ein Halt. Wir hatten ein Klavier und mein Vater vermochte ein paar Akkorde zu Melodien, die er aus seiner Kriegszeit in Russland noch im Ohr hatte, zu Gehör zu bringen. Das mochten die sangesfreudigen Rotarmisten. Sofort fand man sich abends mit allem möglichen Getränken ein, um gemeinsam zu singen und zu trinken. Statt der Bestien, wie die Nazi-propaganda uns die Russen schilderte, waren es Menschen, wie ich und du. Sie schnitten uns nicht die Hälse ab, benahmen sich aber, wie wir es in der Schule von den schwedischen Truppen im Mittelalter gehört hatten. Ungeduldig und unmissverständlich fordernd, niemals Widerspruch duldend. Das betraf leider auch die Frauen und Mädchen in unserem Umkreis. Alles versammelte sich in Gruppen in einer Wohnung. Über dieses grauenhafte Kapitel ist authentisch berichtet worden. Die acht Monate bis zur Vertreibung aus Landsberg waren geprägt vom Kampf ums Überleben in einer chaotischen Lage. Tote in den Straßen, Berichte von Familienselbstmorden, ständiger Wechsel der Wohnungen, um den allabendlichen Alkoholexzessen zu entgehen. Der Kampf um das tägliche Stück Brot und den Schluck Milch für das Kleinkind, meinen Bruder. All das führte zu einer Art familiärer Lethargie, die schließlich zu der Überlegung führte, selbst den Tod der Lage vorzuziehen. Ich erfuhr davon und protestierte energisch: Ich will nicht sterben! Mein Vater hatte noch einen Trommelrevolver aus dem Ersten Weltkrieg, den ich in seiner Manteltasche fand und

dessen zufällige Entdeckung ihm hätte das Leben kosten können.

Gefühlslage: Totale Verzweiflung

So lange noch bis Ende April in der Ferne Artillerielärm zu hören war: Unbegründete Hoffnungen.

Ein deutsches Flugzeug wurde abgeschossen. Ich werde den Ausdruck stiller Verzweiflung nicht vergessen, mit dem der aufgegriffene deutsche Pilot, flankiert von Rotarmisten, an mir vorbei in die Gefangenschaft ging. Nach einem erneuten Wohnungswechsel – wir wohnten nun in einem verlassenen Haus in der Brahtzallee – gab es Unruhe und Geschrei im Nebenhaus. Ein Trupp von Rotarmisten hatte das Haus durchsucht und einen Offiziersdolch sowie Fotografien eines Sohnes der total verängstigten alten Bewohner des Hauses gefunden. Die waren gerade beim Mittagessen, die Suppenteller standen gefüllt auf dem Tisch. Ein Rotarmist nahm den gefundenen Dolch und stach ihn durch den Teller und die aufgefüllte Suppe in den Tisch, wo er nun nachzitternd stand. Langsam lief die Suppe über den Tisch. Meine Mutter war auf das Geschrei hin mit uns Kindern aus dem Nebenhaus zur Hilfe gekommen, denn Kinder – das wussten wir inzwischen – beruhigten die Russen. Die zwei außer sich geratenen Russen waren wohl angetrunken und wüteten mit vorgehaltenen Kalaschnikows gegen die alten Leute, die fürchteten, ihr letztes Stündlein sei gekommen. Meiner Mutter gelang es schließlich, die Todesanzeige des Sohnes – er war gefallen – herauszufinden und die beiden Russen damit schließlich etwas zu beruhigen. Nachdem diese den Dolch, die Fotoalben sowie eine kleine Standuhr requirierten, verließen sie unter Verwünschungen das Haus. So war die Lage monatelang. Alle Ereignisse waren für ein zehnjähriges Kind schwer zu fassen. Die verzweifelten Eltern, immer auf der Flucht vor der feiersüchtigen und siegesgewissen russischen Etappe, die halbver-

brannte Stadt vor Augen, Hunger und nächtliche Dunkelheit, Gräueltgeschichten ständig wechselnder Nachbarn – das war der Horror, den ein Kind nicht leicht vergessen kann und dessen Angstzustände mich lange prägten. Das war von anderem Kaliber als das, was die Familie Jordan/Wolf durchmachen musste. Vor allem der Sturz aus der sicheren Gewissheit, einem Elitenvolk anzugehören, in die Rechtlosigkeit und zum Spielball der Sieger zu werden, machte aus uns Vagabunden und Menschen, die nur von Stunde zu Stunde vegetierten. Wir waren nun die „Untermenschen“, als welche die Nazis andere Völker und Rassen zu bezeichnen pflegten.

Nach dem 8. Mai 1945 wurde es besser. Jetzt begann die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln. Wenig, aber immerhin. Das große Wechselspiel: „Deutsche raus – Polen rein“ wurde nun umgesetzt. Nachdem wir nochmal mit dem Leben davongekommen waren, verloren wir jetzt unsere Zukunft. Der Treck der Ausgewiesenen und Rechtlosen zog sich nach Westen in die Länge. Küstrin – Berlin – Schwerin waren die Stationen unserer Odyssee. Hart, sehr hart, aber gemeistert.

Mein Kindheitsmuster ist geprägt von der Zeit des totalen Umbruchs. Aus einer behüteten friedlichen Vergangenheit mit den Idealen der Zeit, die Schule und Gesellschaft vermittelt hatten, wurde ich über Nacht in eine grausame, rechtlose Gegenwart mit all dem Horror wie Todesdrohung, Hunger, Unfreiheit, Wohnungslosigkeit und Krankheit ohne Versorgung gestoßen. Gott sei Dank hatte ich noch Eltern, mit deren Hilfe der Neustart gelang.

Epilog

Kindheitsmuster: Aus dem zugeordneten Webmuster der bürgerlich-sicheren Existenz, mit allen Ansätzen der langfristigen Förderung und des Aufstiegs, wurde ein chaotisches, zerrissenes Geflecht, das nur ein Ziel kannte: Heute überleben! Was morgen kommt, müssen wir hin-

nehmen. Meine Eltern und ich haben die schreckliche Zeit überlebt. Und wir haben uns mit Mühe und der Hilfe Gottes in neuer Umgebung wieder zu rechtgefunden. Keine Frage, dass wir Deutschen dieses Unglück, das über uns kam, selbst ausgelöst haben. Das verbrecherische Nazisystem ist an unserem Unglück, dem Verlust der Heimat, den vielen internationalen und deutschen Opfern und dem Verlust unseres Ansehens in der Welt schuld. Es ist völlig unverständlich, wie Menschen zu unserer Zeit noch einen Gedanken daran verschwenden können, dieses System zu rehabilitieren. Kindheitsmuster? Mögen sie ohne Krieg und Vertreibung aus der Heimat in Frieden gewebt werden.

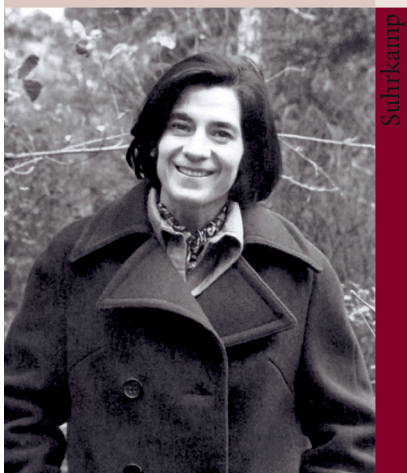
**Peter O. E. Engel, geboren 1935 in Landsberg (Warthe), lebt heute in Bergheim.*

Kindheitsmuster ist ein 1976 erschienenes Werk der deutschen Schriftstellerin Christa Wolf.

In dem Roman entwickelt Christa Wolf eine neue Art des autobiographischen Schreibens. Die Autorin, die in der DDR lebte und arbeitete, beschreibt in diesem Werk in drei ineinander verwobenen zeitlichen Ebenen das Leben von Nelly Jordan, die in den Jahren zwischen 1933 und 1947 heranwächst und Krieg und Flucht erlebt, aber auch von der erwachsenen Frau, die Jahrzehnte später an einem heißen Sommertag ihre nun polnische Heimatstadt Gorzów Wielkopolski besucht und sich an das Kind erinnert, das sie einmal war.

suhrkamp taschenbuch 3915, 637 Seiten, 15 Euro, ISBN: 978-3-518-45915-7
www.suhrkamp.de

Christa Wolf Kindheitsmuster



Suhrkamp

Die Flucht

Dem Andenken meiner Mutter gewidmet (Teil 1)

Horst Wickert*

Wir wissen, dass Flucht und Vertreibung sensible Themen sind. Horst Wickert hat uns seine sehr persönlichen Erinnerungen an die Flucht aus seiner Heimatstadt Landsberg (Warthe) zur Verfügung gestellt. Im ersten Teil beschreibt er den vorletzten Tag in Landsberg, wie er ihn als Kind erlebt hat und gewährt uns gleichzeitig einen Einblick in das Leben seiner Familie, deren Schicksal so für viele andere Familien steht. Wir bedanken uns ganz herzlich beim Einsender für das Vertrauen.



Das Verwaltungsgebäude des Güterbahnhofes war gleichzeitig das Geburts- und Wohnhaus von Horst Wickert.

Es war der 29. Januar 1945. Die Mittagszeit war schon vorüber. Ich sah aus unserem Wohnzimmerfenster und blickte über die Ladestraße hinweg auf die Bahnböschung, die rechts bis zu den Bahnsteigen führte, von denen man nach Meseritz, Zielenzig oder Schwerin/Warthe fahren konnte. Links schloss sich gleich die schwarz gestrichene Eisenbahnbrücke an, die hier über die Warthe gebaut war und bis zur auf der Südseite des Flusses liegenden Brückenvorstadt reichte, dem kleineren Teil meiner Heimatstadt Landsberg/Warthe. Wie immer in dieser Jahreszeit war der Fluss zugefroren, und wie alles rundum, war auch er mit Schnee bedeckt. An seinem südlichen Ufer ging es einen kleinen Hang hinauf, wo sich eine Straße mit Wohnhäusern und eine Jutefabrik befanden. Sonst waren da immer viele Kinder zu sehen, die dort bis aufs Eis des Stromes hinunter rodelten. Heute war niemand von ihnen zu erblicken. Das fand ich für mich sehr günstig. „Ich geh noch ein bisschen rodeln“, sagte ich zu meiner Mutter, die mit rotgeweinten Augen in der Küche die Lebensmittelvorräte sortierte, was man davon noch mitnehmen könnte. „Junge, du bist wohl verrückt, jetzt noch rodeln zu wollen, wo es jeden Augenblick losgehen kann, die Front ist doch schon ganz nah“ antwortete sie und sah mich verständnislos an. Ich begriff meine Mutter schon, aber es war doch noch einmal die Gelegenheit, ganz allein in

aller Ruhe mit meinem Schlitten die Abfahrt am Warthe-Ufer zu genießen, und das trieb mich an. „Ich bin doch kein Baby mehr, du siehst mich doch vom Fenster aus, ich habe es doch immer im Blick. Wenn es soweit ist, dann winkst du einfach, und ich bin sofort wieder hier. Was soll ich sonst auch machen, gepackt ist doch alles, und bloß hier rum-sitzen ist doch Käse.“

Seit über einer Woche waren wir ja schon beim Packen. Das war furchtbar aufregend, denn vor der Frage zu stehen, was nimmt man mit, was kann man überhaupt mitschleppen, das macht einen ganz konfus. Was muss man wirklich unbedingt bei sich haben, worauf soll man verzichten?

Mutters verweinte Augen waren natürlich darin begründet, sie fühlte sich am meisten dafür verantwortlich, was jeder braucht an Wäsche, an Kleidung, an allen möglichen Utensilien, mögen sie nun wichtig und wertvoll sein oder nicht. „Ganz wichtig sind Bettdecken, damit jeder was zum Zudecken hat, man weiß doch gar nicht, wo man landet“, hatte sie unter Tränen gesagt, und so stopften wir erst einmal in jeden Rucksack eine Bettdecke, so eng wie nur möglich zusammengerollt und zusammengepresst,



Der Bahnsteig Landsberg (Warthe) – Meseritz.



Horst Wickert vor dem Eingang zur Wohnung im ersten Stock mit seinen Eltern und den beiden Schwestern Gertrud und Gerda im Jahr 1943.



Fast genau 48 Jahre liegen zwischen den beiden Aufnahmen. Horst Wickert mit seinen beiden Schwestern bei einem Besuch in der Heimat im Jahr 1991.

was sich bei Federbetten wahrhaftig nicht leicht bewerkstelligen lässt. Es sollte schließlich noch weitaus mehr in jeden einzelnen Rucksack hineinpasse. Wir mussten uns immer wieder mit vollem Gewicht draufsetzen. Jedes Eckchen darin musste ausgenutzt und ausgefüllt werden! Wir waren nur zu viert, mussten aber für sechs Personen die Sachen packen und dann mitnehmen! Mutter, meine zweitälteste Schwester Gertrud, deren Mann Otti und ich. Vater hatte als Eisenbahner seinen Dienst in der Ukraine tun müssen und war nun von dort irgendwo auf der Flucht vor der Front. Schwester Gerda war beim so genannten Reichsarbeitsdienst und ebenfalls irgendwo in Deutschland eingesetzt. Die beiden mussten ja dann auch ein paar ihrer Sachen haben, wenn wir uns hoffentlich irgendwo und irgendwann wieder zusammenfinden sollten. Besonders wichtig waren natürlich auch bedeutsame Papiere, Dokumente, Urkunden, Zeugnisse usw. Die waren alle in einem kleinen Kinderkoffer, den wir jedes Mal bei Fliegeralarm mit in den Keller geschleppt hatten. Der musste natürlich ebenfalls mit.

„Junge, ich habe keine Ruhe, diese Ungewissheit, wann es wirklich losgeht, geht einem auf die Nerven. Bleib bloß

nicht so lange, dass du vor dem Dunkelwerden ja wieder oben bist, und sieh dich vor, dass dir nichts passiert!“ Mutter gab also nach. Ich lief hinunter in den Keller, um meinen Schlitten zu holen. Wir hatten einen trockenen, warmen Kellerraum, denn Heizungsrohre führten da hindurch, darüber lagen im Erdgeschoss die Büroräume der Güterabfertigung. Etwas staubig war es in dem Gelass, eine dünne Staubschicht lag auch auf meinem schönen 26er Ballonfahrrad, das ich seit dem Herbst nicht mehr benutzt hatte. Ich sah es nachdenklich an. Wenn wir nun wirklich abhauen müssen, ob es dann, wenn wir wieder zurück sind, noch da sein wird, dachte ich bei mir, denn an diesem Drahtesel hing ich sehr, war ich im letzten Jahr doch viel auf ihm umhergefahren.

Ein Keller voller Erinnerungen

Im Spätsommer war ich damit in verschiedene Dörfer des Umkreises der Stadt geradelt, das heißt, ich hatte wie einige andere Pimpfe den Befehl der „Bannführung“ dazu, große Briefumschläge vom Wehrbezirkskommando in die Dörfer zu bringen, um sie gegen Quittung an bestimmte Leute auszuhändigen, die sie mit finsternen Gesichtern

fluchend entgegen nahmen, uns in Jungvolkuniformen Gekleideten meist sehr unfreundlich abfertigten. Anscheinend steckten in den Umschlägen Einberufungsbefehle zum Militär, die man in dieser Zeit wohl schon lieber gehorsamen Pimpfen, als der Post anvertraute. Wir Jungen wussten das natürlich nicht genau, ahnten es nur, und die Erwachsenen, denen wir es erzählten, waren kopfschüttelnd gleicher Meinung. Neben den gestapelten Briketts und Holzkloben waren da noch manche anderen Utensilien, die mir vertraut waren, wie die Schusterwerkzeuge vom Opa Franz, Mutters Vater, der ja gelernter Schuhmacher war und dem ich oft zugeschaut hatte, wenn er hier im Keller auf seinem Schemel saß und unser Schuhzeug reparierte, mit dem Schusterhammer gekonnt die kleinen „Pinnen“ in die Sohlen schlagend, wobei der jeweilige Schuh auf dem eisernen Dreifuß steckte. Der Großvater war schon vor ein paar Wochen nach Reckenthin zu seiner Schwägerin abgereist, um dort in der Prignitz das Kriegsende abzuwarten. Großmutter war vor neun Jahren schon gestorben und ruhte auf dem Landsberger Friedhof. Ich nahm meinen Schlitten und ging aus dem Haus. Es war früher Nachmittag, ein kalter Wintertag, die Ladestraße war nicht mehr vom Schnee geräumt, schon tagelang nicht mehr. Der Güterverkehr ruhte ja schon seit Wochen, es gab nichts mehr zum Ent- oder Beladen. Ich überquerte das Rangiergleis, das sich ein Stück weiter hinter den Weichen wieder in drei andere Gleise aufteilte, die neben dem großen Speicher am Warthe-Ufer bis zu den Prellböcken führten. Gleich war ich schon auf dem schmalen Weg unter der Eisenbahnbrücke, der sich flussabwärts zu den Bühnen und den nordseitigen Warthe-Wiesen hinschlängelte. Ein Soldat mit umgehängtem Karabiner kam auf mich zu. „Wo willst du denn hier noch hin?“ fragte er mich, wobei er mich prüfend anguckte. Er hatte hier schließlich die Sprengladungen zu bewachen, die in kleinen Kammern in den steinernen Brückenpfeilern gelagert waren. Das war uns schon lange bekannt, Vater hatte es mal erzählt. Die Brücken wären strategisch wichtig und würden gesprengt, wenn der Feind bis hierherkommen sollte. „Ich will auf der anderen Seite noch ein bisschen rodeln, da ist jetzt so viel Platz“, antwortete ich. „Du hast vielleicht Humor! Junge, mach, dass du nach Hause kommst, du weißt ja gar nicht, wie ernst die Lage ist. Wenn der Befehl kommt, wird die Brücke gesprengt, das muss dir doch klar sein.“ „Ist mir schon klar, aber vorher wird die Bevölkerung erst evakuiert, wurde über den Drahtfunk gesagt. Ich wohne doch hier im Dienstgebäude, und meine Mutter sieht mich vom Fenster aus.“ Der Soldat wunderte sich wohl etwas, schlug fröstelnd die Stiefel aneinander und meinte gutmütig: „Na, wie du denkst, wenn's brenzlig wird, pfeife ich.“ „Ja, danke!“ sagte ich froh, denn als ich aus dem Haus ging, hatte ich gar nicht an das mögliche Brückensprengen gedacht, Mutter wohl ebenfalls nicht, das war eventuell sogar für unser Haus eine Gefahr, in den letzten Tagen hatten wir oft genug darüber gesprochen. Ich verließ mich also auf den Wachtposten und ging den Fußstapfen im Schnee nach, die – allerdings in umgekehrter Richtung – einen Trampelpfad über den vereisten und mit Schnee be-



Horst Wickert mit Schwester Gertrud und Neffe Hans. Im Hintergrund die eiserne Brücke über der Warthe (Sommer 1944).

deckten Fluss bildeten. Je weiter ich kam, um so windiger wurde es, der Schnee stöwte zeitweilig auf. Am anderen Ufer angekommen, kraxelte ich schräg den Hang hinauf, wo parallel zum Fluss die mit Bäumen besäumte Straße zur Jutefabrik verlief. Von hier konnte ich weit die Warthe hinunterblicken, jetzt als breite und nach Westen verlaufende Schneefläche anzusehen, links und rechts von den verschneiten Wiesen und einzelnen Weiden und Strauchgruppen begrenzt. Mir gegenüber sah ich das erste Stockwerk und das Dachgeschoss „unserer“ Güterabfertigung über den nun davor liegenden Bahnkörper hinausragen. Unser Wohnzimmerfenster war geschlossen, Mutter nicht zu sehen, also war noch alles ruhig. Hoffentlich ist es nicht die Ruhe vor dem Sturm, dachte ich bei mir, setzte mich auf den Schlitten und rodelte die Böschung hinunter, über einige Hupper hinweg und freute mich, dass ich unbeschadet unten auf dem Fluss angekommen war, denn diese wilde Rodelbahn war mit einer Reihe von Buckeln bestückt und ging teilweise fast senkrecht abwärts. So genoss ich eine ganze Weile diese Beschäftigung, wobei ich feststellte, dass ich viel weiter auf das Eis hinauskam, wenn ich mich bäuchlings auf den Schlitten gelegt hatte, weil ich dann auch besser mit den Stiefelspitzen steuern konnte. So amüsierte ich mich über eine gute Stunde und genoss es sehr, die ganze Bahn ungestört für mich allein zu haben. Doch Wind und Frost nahmen immer mehr zu, die Wangen brannten mir, und obwohl ich warm angezogen war, begann es langsam ungemütlich zu werden. Ich hatte zwischendurch immer wieder einmal zu unserem Fenster hinübergeschaut, wo nichts Auffälliges zu bemerken war, und so sauste ich ein letztes Mal den Hang hinunter, um dann gleich danach mit meinem Schlitten über das Eis nach Hause zu stapfen. Dabei sah ich den Flusslauf hinauf unter der Bahnbrücke hindurch weiter hinten die Straßenbrücke, nach dem ehemaligen Oberbürgermeister Gerloff benannt, auf der noch viel Verkehr zu sein schien, denn es wimmelte dort von Menschen und Fahrzeugen, hauptsächlich wohl Wehrmachtswagen, viele Leute liefen auch so eilig über die Warthe. Ja, jetzt war tiefste Winterszeit, alles nur weiß,

grau und schwarz anzusehen, nur wenige andere Farbflecken waren zu entdecken. Wieviel schöner und bunter war es doch im Sommer am Fluss! Ich musste daran denken, wie ich letzten Juli einmal mit Schwager Otti hier schwimmen war. Die Warthe hat eine starke Strömung, und wenn man hinüberschwimmt, kommt man nie genau gegenüber an, man kann ein noch so guter Schwimmer sein, man wird in jedem Fall abgetrieben und landet erst ein ganzes Stück weiter flussabwärts. Wir waren auf unserer Seite an der Eisenbahnbrücke ins Wasser gestiegen und dann auf der anderen Seite weit hinter der jetzigen Rodelstelle an Land gekommen. Dann liefen wir auf dem Ufer fast bis zur „Gerloff-Brücke“ hinauf. Otti war ein Spaßvogel, wir ulkten immer viel miteinander, und als wir wieder ins Wasser gegangen waren und uns zur Bahnbrücke treiben ließen, sagte er plötzlich: „Jetzt zeige ich Dir mal, wie eine dicke alte Frau schwimmt.“ Er war ein langer Kerl, machte sich nun im Wasser noch länger wie mir schien, reckte Kopf und Hals weit aus dem Wasser und kam dann in Abständen auch immer mit dem Hinterteil hoch über die Wasseroberfläche hinaus und klatschte es wieder hinunter. Es sah zum Schießen aus! Als ob ein Stück hinter seinem Kopf ein Ball aus dem Wasser auf- und niederschoss! Ich hätte mich hier im wahrsten Sinne des Wortes fast totgelacht, denn beim lauthals Lachen hatte ich ungewollt viel Wasser geschluckt, dass ich schon dachte, ich ersticke daran, und hatte zu tun, mich wieder zu fangen.

Leben an, mit und in der Warthe

Mit der Warthe verbanden mich darüber hinaus viele andere Begebenheiten und Erlebnisse. Auf unserer Uferseite flussaufwärts befand sich nicht weit von uns „Am Bollwerk“ die eingezäunte „Städtische Badeanstalt“, die in Form von Holzstegen in den Fluss hineingebaut war. Dort hatte ich mir schon vor Jahren im Nichtschwimmerbecken für Erwachsene ganz allein das Schwimmen beigebracht. Das Wasser reichte mir da bis an die Nase, so dass ich nur auf den Fußspitzen stehen konnte. Die Strömung riss einen aber gleich mit, wenn man sich nicht an den Zaunlatten festhielt. So hopste ich auf einem Fuß, wobei ich mit den Armen und dem anderen Bein die Schwimmbewegungen machte, dann zeitweilig auch schon den Fuß dazu nahm, bis ich bald, ohne den Boden zu berühren, durchs Becken kam. Als ich später mit zehn Jahren im neu erbauten Gymnasium aufgenommen wurde, das dann „Hermann-Göring-Oberschule“ genannt wurde, konnte ich dort gleich im Rahmen des Sportunterrichts im Landsberger Hallenstadtbad mein „Freischwimmer-Zeugnis“ erhalten, worauf ich natürlich sehr stolz

war. Den Fluss hatte ich ja täglich vor Augen, ob das nun vom Wohnzimmerfenster oder von der Ladestraße vor dem Haus aus war. Stundenlang beobachtete ich oft die Schleppzüge darauf, die aus mehreren hintereinander hängenden großen Lastkähnen bestanden und von einem kleinen Schleppdampfer flussaufwärts gezogen wurden. Interessant war immer, wenn der lange Schornstein des Dampfers vor unserer Eisenbahnbrücke nach hinten gekippt wurde, damit das Schiff unter der Brücke unbeschadet hindurch kam. Dann quoll der schwarze Qualm sozusagen aus dem Schiffsrumpf. Das sah sehr lustig aus. Hinter der Brücke wurde der Schornstein wieder aufgerichtet, bis er vor der Straßenbrücke erneut umgelegt werden musste. Flussabwärts schwammen die Lastkähne, beladen oder nicht, meistens ohne Schleppdampfer. Im Winter, wenn der Fluss zugefroren war, ruhte natürlich der Schiffsverkehr, denn Eisbrecher gab es nicht. Ein besonderes Schauspiel bot die Warthe stets für mich – und natürlich nicht nur für mich – wenn das Tauwetter eingesetzt hatte und nach und nach das Eis aufbrach. Das war gleichzeitig auch ein Hörspiel, denn das Bersten der Eisflächen ging mit mächtigem Krachen vor sich, das uns sogar nachts aus dem Schlaf riss. Bald trieben dann riesige Eisschollen den Fluss hinunter, krachten an den Biegungen mit mächtigem Getöse aufeinander, schoben sich übereinander, um dann wie kleine Eisberge weiter zu schwimmen und was irgendwie im Wege war mit sich reißen. Das sah gefährlich aus und war es auch. Manch mutige Jungen, die mit Stangen Eisschollen losstocherten, um darauf ein Stück mitzufahren, bezahlten das mit ihrem Leben, wenn sie mit der Scholle in die starke Strömung gerieten. Nach und nach wurden die Eisklumpen dann immer weniger und immer kleiner im Wasser, bald kam dann in manchen Jahren die Überschwemmungszeit, in der sich der Fluss bis fast an unsere Ladestraße breitmachte, so dass der Weg unter der Bahnbrücke nicht mehr passierbar war.



Schleppkähne auf der Warthe.

Von der Mitte des Flusses sah ich die Silhouette des Turmes der Marienkirche, die das Stadtbild besonders prägte. Als Baby wurde ich darin sozusagen mit Warthe-Wasser evangelisch getauft. Unsere Familie trat jedoch, als ich zehn Jahre alt wurde, aus der Kirche aus, denn die Schrecken des Krieges hatten uns den Glauben genommen, wir konnten nicht verstehen, dass ein Gott Tausende, ja Millionen unschuldige Menschen umkommen ließ. Diese Erinnerungen und Gedanken hatten mich beim Heimweg über den Fluss beschäftigt, blitzartig kam einem einiges in den Kopf, und so war ich wieder an unserem Ufer unter der Bahnbrücke angekommen. Der Wachtposten wurde gerade von einem anderen Soldaten abgelöst. „Wenn die Brücke gesprengt werden muss, kriegst dabei unser Haus auch etwas ab?“ fragte ich die beiden. Der Obergefreite überlegte nicht lange: „Das Dach wird bestimmt abgedeckt, und die Fensterscheiben fliegen auf alle Fälle raus.“ „Es kommt natürlich darauf an, wie die Druckwelle verläuft“, fügte der andere Soldat hinzu, „es ist schon besser, wenn das Gebäude vorher geräumt wird.“ „Dann werden wir uns wohl beeilen müssen“, sagte ich nicht gerade sehr erfreut über diese Meinungen und verabschiedete mich mit einem strammen „Heil Hitler!“ von den beiden, was sie eher zu amüsieren schien, und der Obergefreite sagte nur leise: „Dann mach es man gut, mein Junge“ und tippte dabei mit einem Zeigefinger vorn an seinen Stahlhelm, was fast so aussah, als ob er mir einen Vogel zeigte. Im Haus stellte ich meinen Schlitten wieder in den Keller und lief nach oben. Mutter sagte erleichtert. „Gottseidank bist du heil wieder hier, nun wird es wirklich ernst.“ Sie erzählte, dass sie vom Chef der Güterabfertigung, Inspektor Baumgart, der mit seiner Frau unter uns wohnte, inzwischen erfahren hatte, dass die Eisenbahner drei Züge für ihre Familien zusammenstellen, um sie noch rechtzeitig fortzubringen, denn mit einer organisierten geordneten Evakuierung der Bevölkerung sei nicht mehr zu rechnen. Die Kreisleitung der Partei hätte zwar gestern Abend noch über den Drahtfunk der Stadt heuchlerisch bekannt gegeben, dass noch keine Gefahr bestehe und wenn die Stadt geräumt würde, dass dann Frauen und Kinder zuerst evakuiert würden, dass dafür gesorgt werde. Danach hätten sie sich dann mit ihren Familien in ihre Autos gesetzt und wären in Richtung Westen abgehauen. „Das war ja wohl kaum anders zu erwarten, die Durchhalteparolen und Beschwichtigungen hören wir nun schon seit Stalingrad nach dem Motto „Vorwärts, Kameraden, wir müssen zurück!“ und „Der Sieg wird unser sein!“, dabei stehen die Russen nun schon hier im Lande, 140 Kilometer vor Berlin!“, meinte Schwager Otti, dabei an den Knöpfen des Radios drehend, um vielleicht doch noch irgendwelche brauchbaren Informationen über die wirkliche Lage zu erhaschen. Schwager Otti war kein Soldat. Als Junge war er mit dem Fahrrad gestürzt, wobei er schwere Beinbrüche davongetragen hatte, wonach das eine Bein dann nicht mehr mitwuchs, so dass er fortan einen hohen orthopädischen Schuh tragen musste, der ein Hinken trotzdem nicht ganz vermeiden ließ. So konnte er natürlich nicht „kv“ – kriegsverwendungsfähig – geschrieben werden, worüber er wahrhaftig nicht traurig war. Als

gelernter Schneider war er während des Krieges dienstverpflichtet und musste in Berlin in einer Rüstungsfabrik arbeiten. Im letzten Oktober hatte er meine Schwester Gertrud geheiratet, die ebenfalls das Schneidern gelernt hatte und bei ihrem alten Meister Rätsch in der Bismarckstraße beschäftigt war. Sie war gestern mit ihrer eigenen großen Schere von der Arbeit, die in den letzten Tagen eigentlich schon keine mehr war, nach Hause gekommen, denn ihr Meister hatte sie in Anbetracht der derzeitigen Situation schweren Herzens verabschiedet und ihr für die Zukunft alles Gute gewünscht. „Nun haben wir ja eine schöne Zukunft vor uns“ hatte sie resignierend gesagt und gleich losgeheult. Wie hatten wir uns mit ihr gefreut, als es ihrem Mann durch irgendwelche Beziehungen gelungen war, in Berlin aus dem Rüstungsdienst herauszukommen, um noch seit Mitte 1944 an einem Schneidermeisterlehrgang in Dresden teilzunehmen, weil er danach bei uns in Landsberg ein eigenes Schneidergeschäft eröffnen wollte. Dazu hatte er es schon geschafft, in der Brückenvorstadt einen kleinen Laden zu kaufen und renovieren zu lassen. Seine Schneiderutensilien hatten wir im Herbst dort auch schon hingeschleppt und untergestellt. Otti war es auch, der Mutter gedrängt hatte, rechtzeitig mit dem Packen zu beginnen, denn einige seiner Kollegen in Dresden hörten die „Feindsender“ BBC und RADIO MOSKAU ab und wussten besser Bescheid über die wahre Frontlage als die, die täglich über den deutschen Rundfunk bekannt gegeben wurde. Sie hatten ihm auch geraten, ein paar Tage Urlaub zu nehmen, nach Hause zu fahren und die Familie zu evakuieren. So war er gekommen, um uns zu helfen. Mutter und Schwester Gertrud waren darüber sehr froh, ich natürlich ebenfalls.

Beklemmende Stunden

Für meine Mutter war es besonders schwer, sich vorzustellen, alles, was sich die Familie mühevoll geschaffen hatte, zurücklassen zu müssen und ins Ungewisse zu gehen. Sie war in Landsberg geboren, hatte ihre Kindheit und Jugend hier verlebt und liebte ihr bescheidenes Zuhause. Als ich nun kam und erzählte, dass die Eisenbahnbrücke in jedem Fall gesprengt wird, und unser Haus dabei sicherlich Schaden nimmt, fand sie sich nun wohl doch mit dem Gedanken ab, alles zu verlassen und lieber zur rechten Zeit zu gehen, bevor es vielleicht zu spät dazu ist. Es wurde allmählich dunkel, der Abend brach an. Ich stellte den leichten Holzrahmen, auf den das schwarze Verdunklungspapier gespannt war, in das Wohnzimmerfenster. Diese Konstruktion war haltbarer als die Papierrollos, die zu schnell entzweigen. An das abendliche Abdunkeln der Fenster und Lichtquellen hatten wir uns über die Kriegsjahre schon so gewöhnt, dass es fast zu einer reflexhaften Handlung geworden war. Aus dem Lautsprecher des Radios klang Unterhaltungsmusik, „Heimat, deine Sterne...“ tönte es. Muttern schossen gleich wieder die Tränen in die Augen. „Die haben vielleicht Humor“, knurrte Otti, und Schwester Gertrud fügte hinzu: „zynischer kann es ja kaum sein!“ Die Stimmung war auf dem Nullpunkt. Mutter raffte sich auf, das Abendessen zu bereiten. „Vielleicht ist es unser letztes“, sprach

sie leise, mehr zu sich selbst als zu uns, und es blieb offen, ob damit das letzte Abendessen hier oder überhaupt im Leben gemeint war. Aus einem letzten Rest Milch, gestreckt mit entsprechend vielem Wasser, zauberte sie eine „Kliebensuppe“, an den Roggenmehlklüten darin als solche erkennbar, und dazu für jeden ein paar Bratkartoffeln ohne Speck und weitere Zutaten. „Ich habe das ganze Brot aufgeschnitten und für jeden Stullenpakete gemacht, denn wir müssen doch etwas zum Essen beihaben, wenn wir unterwegs sind“, sagte sie. Das leuchtete uns ein, gleichzeitig sahen wir auch daran, dass Mutter nun doch wieder nach vorne dachte. Wir sprachen wenig. Jeder hing seinen Gedanken nach. Die trübe Stimmung vermischte sich mit einer großen Traurigkeit und auch mit Wut, Wut darüber, dass wir nun mit ausbaden mussten, was Hitler mit dem von ihm ausgelösten Zweiten Weltkrieg angerichtet hatte. Dazu kam die große Angst, die



Horst Wickert im Stadtpark von Landsberg, im Kinderwagen sein Neffe Hans.

über allem lag und an den Nerven zerrte, die Ungewissheit über das Kommende. Wird die Stadt verteidigt? Sind die Russen schneller da, als wir denken? Werden die Eisenbahner ihr Versprechen halten und wirklich Züge für uns bereitstellen? Wo werden Vater und Schwester Gerda gerade sein? Wird die älteste Schwester Liselotte mit ihrer Familie in Berlin-Schöneberg die täglichen Bombenangriffe überstehen? Sie war mit dem dreijährigen Sohn Hansi bis Dezember bei uns, hatte hier in der Klinik am letzten Oktobertag ihren zweiten Jungen Helmut zur Welt gebracht und war dann doch wieder lieber nach Berlin zurückgefahren mit den Kindern, um der immer näher rückenden Ostfront zu entfliehen. Wie wird es der weiteren Verwandtschaft in der täglich den Bombenangriffen aus-

gesetzten Hauptstadt ergehen? Werden die alten Großeltern, Vaters Eltern, das ständige Rennen in den Bunker durchstehen? Sie leben in einem ländlichen Teil Berlins, der von Bomben aber auch nicht verschont bleibt. Um mich abzulenken, sah ich mir noch einmal ein paar meiner Schulbücher an. Davon konnte ich ja nichts mitnehmen, nur meine lederne Federtasche mit dem Füller hatte ich eingepackt. Die war sogar noch eine Erinnerung an meine Volksschulzeit. Ostern 1938 war ich in die Knaben-volksschule an der Soldiner Straße eingeschult worden. Schreiben lernte ich da noch auf einer Schiefertafel mit den manchmal fürchterlich schräg quietschenden Griffeln, zuerst das kleine i in der sogenannten „deutschen Schrift“, „auf, ab, auf – Pünktchen obendrauf“. Klassenlehrer war Lehrer Bohnsack, ein sehr freundlicher und wohl auch sehr guter Pädagoge, denn das Lernen bei ihm machte Freude. In der zweiten Klasse durfte ich mit zwei anderen guten Schülern bei ihm auch Blockflöte spielen lernen. Dazu mussten wir am Sonntag vormittags bei ihm zu Hause erscheinen, um da von 10 bis 11 Uhr eine Flötenstunde zu haben. Beeindruckend fand ich dabei, dass von der Wohnungstür bis zu seinem Arbeitszimmer jedes Mal ein Gang aus weit gebreiteten Zeitungen ausgelegt war, damit wir Knaben nichts verschmutzten. Der Flötenunterricht währte jedoch keine vier Sonntage, da begann der Zweite Weltkrieg und Lehrer Bohnsack musste als Hauptmann zur Wehrmacht. Dafür bekamen wir dann Henschke als Klassenlehrer, einen alten SA-Mann und Prügelpädagogen, den wir sehr schnell zu „spüren“ bekamen. Er brachte in Abständen von ihm selbst zurechtgeschnittene Haselnuss-Ruten mit, die dann in Reihe von daumen- bis kleinfingerdick im Klassenspind standen, eine lag sowieso immer griffbereit vor ihm auf dem Lehrertisch. Denn wenn einer von den 44 Burschen in der Klasse auch nur einmal kurz flüsterte oder tuschelte, und Henschke hatte ihn entdeckt, durfte der sofort zu ihm nach vorn kommen, eine Hand mit der Handfläche nach oben vorstrecken und blitzschnell hatte er zwei schmerzhaft Schläge mit der Rute weg, um dann wimmernd oder mit verbissenem Gesicht wieder auf seinen Platz zu gehen. Weil mein Banknachbar mich einmal flüsternd etwas fragte, was ich nicht verstand, er aber leise weitersprach, wobei ich zu ihm hinsah, dachte Henschke, ich hätte gequatscht, und so durfte ich dann meine Hand hinhalten. Zwei rote Striemen liefen danach über meine Handfläche, und es brannte fürchterlich. Ich hatte die Zähne zusammengebissen, um nicht vor Schmerz loszuheulen, was mir auch gelang, eingedenk des zu der Zeit noch sehr bekannten Satzes: Ein deutscher Junge weint nicht! Wonach ich dann aber doch einmal geheult habe, war, als ich nach einer Woche Krankheit am ersten Tag an der Tafel etwas vorrechnen sollte, was ich noch gar nicht kannte, weil ich ja gefehlt hatte und den Stoff erst noch nachholen musste. Ich stand zitternd vor der Tafel, denn ich wusste, was nun kommen würde. Und es kam auch: „Na, dann geh mal zum Spind und such' dir einen aus!“ Stotternd wollte ich Henschke erklären, dass ich doch gefehlt hatte und deshalb... „Soll ich dir erst Beine machen?“ schrie der alte Pauker, der absolut keine

Widerrede duldete. Resigniert lief ich zum Spind und stand vor den Haselruten, Tränen vor Wut und Scham schon in den Augen. Welche nehme ich bloß? Doch zum Überlegen blieb keine Zeit, denn schon hörte ich wieder Henschkes drohende Stimme: „Willst du vielleicht die doppelte Portion?“ Hastig griff ich eine Rute mittlerer Stärke, es war ja doch alles egal! „Dann beug dich mal schön!“ Es gab zwei Möglichkeiten: Man konnte sich über die erste Bank beugen, dann konnte man sich an der Schreibplatte etwas festhalten, oder man beugte sich freistehend nach vorn, dann konnte man eventuell die Schläge etwas nach unten abfedern, somit die Wucht etwas abmildern, aber das musste gekonnt sein, da musste man Erfahrung haben. Die hatte ich jedoch nicht. Ich beugte mich also freistehend und bekam Henschkes „Handschrift“ in voller Stärke zu spüren. Einzelne andere aus der Klasse mussten diese Erfahrungen allerdings viel öfter machen, manchen schien das gar nicht viel auszumachen, während ich überhaupt nicht für Prügeln und Schlägereien war, ich fand so etwas immer demütigend und erniedrigend, außerdem auch dumm und eines Menschen unwürdig. Einer kam mal auf die Idee, sich vorher ein dickes Heft unter die Hose zu stecken, so dass es fürchterlich knallte, als Henschke zugeschlagen hatte, aber umso mehr kam der Pauker in Rage, der Junge musste die Hose ganz hinunterziehen und bekam nun die Hiebe auf den blanken Hintern, wobei er mächtig schrie und nach jedem Schlag einen Hüpfen machte wie ein Hase, was uns trotz der traurigen Situation doch zum Lachen reizte. Der Junge hielt sich noch lange wimmernd seine Pobacken. Nachdem Henschkes eigener Sohn an der Ostfront gefallen war, wurde der Alte noch bärbeißiger und rabiater. Als er erfuhr, dass ein Schüler für russische Kriegsgefangene Zigarettenkippen gesammelt hatte, schlug er den fast krankenhausreif, worauf sich die Mutter des Jungen natürlich beim Rektor beschwerte. Henschke wurde eines Tages sehr krank und starb noch, bevor ich zum Gymnasium kam. Unsere Klasse musste bei der Beerdigung mit zum Friedhof, wo ein SA-Trupp aufmarschiert war und ein Trompeter das übliche „Ich hatt' einen Kameraden“ für ihn blies. Nun, unser „Kamerad“ war er wahrlich nicht, und keiner von uns weinte ihm eine Träne nach.

Eine unruhige Nacht

„Hast du alle deine Sachen zurechtgelegt, damit du sie schnell findest, falls der elektrische Strom abgeschaltet wird und du dich im Dunkeln anziehen musst?“ schreckte mich Mutter aus meinen Gedanken. „Mit dem plötzlichen Ausgehen des Lichts müssen wir tatsächlich rechnen,“ sagte Otti, „ich habe meine Taschenlampe schon griffbereit gelegt.“ „Wir haben auch noch ein paar nicht runtergebrannte Kerzen vom Weihnachtsbaum, die brennen etwas heller als die Bunkerlichte. Ich hole sie gleich her“, ließ sich Schwester Gertrud vernehmen und ging in die Küche. Tatsächlich arbeitete das Elektrizitätswerk immer noch, also kann es doch noch gar nicht so schlimm sein, dachte ich bei mir und überlegte, wo meine Taschenlampe sein könnte. Richtig, ich hatte sie ja vorsichtshalber

schon in Vaters Mantel gesteckt, den ich noch über meine Sachen ziehen musste, wenn es losging. Gertrud kam mit einer Handvoll Kerzenstummel ins Wohnzimmer zurück. Sie war von je her etwas ängstlicher Natur, und so war es nicht verwunderlich, dass von ihr die Frage kam, als wir vier wieder am Wohnzimmertisch saßen: „Was machen wir dann, wenn das mit den Eisenbahnerzügen nicht klappt, schließlich hat doch die Wehrmacht, die Ortskommandantur, in der Situation das Sagen. Wenn die dann die Lokomotiven oder die ganzen Züge beschlagnahmen?“ „Meint ihr, wir sollten dann lieber hierbleiben und abwarten, was passiert?“ fragte Mutter darauf verzweifelt. „Auf gar keinen Fall!“ antwortete Schwager Otti ganz entschieden. „Wir wissen doch gar nicht, ob die Stadt vielleicht völlig zerstört, zerbombt wird. Da nutzt es auch nichts, wenn wir uns in den Keller setzen, das Haus hier kann schon beim Sprengen der Brücke in sich zusammenfallen, wer weiß das denn. Und denkt ihr, die Russen lassen uns ungeschoren? Wenn wir nicht schon durch die Granaten draufgehen oder gleich von den Soldaten umgelegt werden, dürfen wir vielleicht im günstigsten Fall nach Sibirien marschieren. Nein, wir haben jeder unseren Rucksack und haben den Schlitten, wir gehen dann zu Fuß los, Mutti und Gertrud können sich abwechselnd mal auf den Schlitten setzen. Ihr habt die Menschen gesehen, die ja schon wochenlang vom Osten her mit Pferd und Wagen oder per pedes mit Hand- und Kinderwagen hier durch die Stadt strömten, und bis über die Oder werden wir dann wohl auch kommen. Wir sollten noch mal nachfragen, was Baumgarte sagen.“ Otti hatte sehr überzeugend gesprochen, und obwohl ich mir einen Fußmarsch mit dem Gepäck bei Eis und Schnee bis zur Oder kaum richtig vorstellen konnte, musste ich zugeben, dass das wohl die einzige Möglichkeit war, eventuell zu überleben. „Ja, ich gehe noch mal rüber zu Frau Baumgarte, da sind sie zu dritt, die werden sich ja auch genug Gedanken gemacht haben,“ sagte Mutter, zog sich den Mantel über und ging sofort los. Oberinspektor Baumgarte war der Finanzgewaltige des Bahnhofes. Er hatte die größte Wohnung bei uns in der Güterabfertigung, auch im ersten Stock, im Gegensatz zu dem unter uns wohnenden Inspektor Baumgart – hinten ohne e! – den Zugang jedoch von der Giebelseite des Hauses. Zu ihm musste man von uns etwas um das Haus herumgehen oder durch das Kellergeschoss, in dessen Mitte die gemeinsame Waschküche für die Bewohner war. Den breiteren Kellergang bei Baumgarte nutzten wir alle als Luftschutzkeller. Mutter war durch den Keller gegangen und traf dort Frau Baumgarte, die mit ihrer achtzigjährigen Schwiegermutter „Omchen“ gerade dabei war, ihr gesamtes Tafelsilber in ihrem Kellergelass unter den Kartoffeln zu verbuddeln, weil sie es nicht oben in der Wohnung liegen lassen wollte, und zum Mitnehmen war es viel zu schwer, andere Sachen waren wichtiger. Die Damen waren natürlich sehr aufgeregt. Unserer Mutter wurde von ihnen aber bestätigt, dass der Oberinspektor gemeinsam mit dem Bahnhofsvorsteher vorgesorgt hatte, und drei Lokomotiven im Loksuppen gesondert standen, um für die Eisenbahnerfamilien eingesetzt zu werden. Mit dieser Nachricht kam Mutter zu

uns zurück und berichtete auch, dass Frau Baumgarte zu verstehen gegeben hatte, die Lage sei so, dass die Eisenbahner gar nicht mehr länger warten wollten, so dass es wohl schon in der kommenden Nacht für uns losgehen würde. „Am besten ist es, wir legen uns gleich schon hin, um wenigstens dem Körper etwas Ruhe zu gönnen, schlafen wird man wohl kaum können,“ schlug Mutter vor. „Gib mir Deine Feldflasche, ich werde sie mit Tee füllen, damit wir zur Not auch etwas zu trinken haben“, sagte sie zu mir. Ich holte die Flasche, die ich schon an meinem prallgefüllten Tornister hängen hatte. Mutter war gerade dabei, das kochende Wasser erst einmal in die Teekanne zum Aufbrühen zu gießen, als ich sah, wie die Gasflamme auf dem Herd langsam kleiner und kleiner wurde und schließlich gänzlich erlosch, ohne dass jemand den Herdschalter ausgedreht hatte. „Im Gaswerk macht man nun auch schon Feierabend, die Leute dort hauen sicherlich ebenfalls ab“, sagte ich, „der Strom wird bestimmt genauso gleich abgeschaltet“. Aber die elektrischen Lampen brannten sogar noch, als wir uns zum Schlafen legten. Vorher hatten wir unser riesiges Gepäck griffbereit zusammengestellt. Obwohl ich von dem vielen Gerenne, vom Rodeln und von der ganzen Aufregung doch sehr müde war, konnte ich lange Zeit nicht einschlafen. Der Gedanke ängstigte mich, dass jeden Augenblick Granaten einschlagen könnten, wenn die Russen vielleicht schon am Stadtrand sind, oder die Brücken werden gesprengt, bevor wir fort sind. Es könnten ja auch die Gleise bombardiert werden und in die Luft fliegen, so dass die Züge gar nicht erst wegkommen. Dann auf Treck gehen, vielleicht sogar unter Beschuss? Mutter, Schwester und Schwager hatten sicher ähnliche Gedanken. Ich dachte daran, wie deprimierend es war, als die ersten Wagenkolonnen mit den Flüchtlingen aus Ostpreußen durch die Stadt kamen, und man sich gar nicht vorstellen konnte, dass diese Menschen schon so einen langen Marsch in der Winterskälte hinter sich hatten. Wir hatten deshalb in der „Hermann-Göring-Oberschule“ schon seit Wochen keinen Unterricht mehr, denn im Schulgebäude und auf dem Schulhof wurden die Flüchtlinge mit Lebensmitteln und Getränken versorgt, konnten sich auch eine Nacht auf Stroh ausruhen, bevor sie wieder weiterzogen. Bei uns auf dem Bahnhof waren viele Menschen aus den überfüllten, aus dem Osten kommenden Zügen ausgestiegen, und wir Pimpfe luden ihr Gepäck auf unsere Schlitten und brachten sie zu den Adressen, die sie uns angaben, Verwandte oder Bekannte von ihnen, von denen sie hofften, aufgenommen zu werden. Doch was nutzte es ihnen, jetzt mussten sie ja auch wieder fort, denn der verfluchte Krieg ging ja immer noch weiter. Be-



Das Bahnhofsgebäude von Landsberg (Warthe) mit Vorplatz.

vor ich dann doch einschlief, hörte ich noch einen Zug auf den Hochbahngleisen aus Richtung Osten in den Bahnhof einfahren, wo die Bahnsteige voller Menschen waren, die hofften, noch mit Zügen fortzukommen. Zwischen unserem Dienstgebäude und dem Hochbahnkörper lagen nur vier Rangiergleise, so dass wir von unserem Schlafzimmerfenster im zweiten Stock auf die Hauptbahnsteige blicken konnten, die sich ja auf dem hochliegenden Gleiskörper befanden, der ein ganzes Stück westlich des Bahnhofes aus der Ebene emporstieg, parallel zur Warthe durch die Stadt verlief und an deren östlichen Ende wieder auf das natürliche Niveau hinunterführte. Wenn wir also zum Hauptgebäude des Bahnhofes wollten, mussten wir entweder über die vier Rangiergleise und dann durch einen schmalen Durchgang laufen, der durch den Hochbahnkörper führte, oder wir gingen vor dem Haus über die Ladestraße zum Zielenziger Bahnsteig und von dort durch den langen Tunnel, der für die Reisenden die Bahnhofshalle und die Bahnsteige 1, 2 und 3 mit dem Zielenziger, Meseritzer und Soldiner Bahnsteigen 4, 5 und 6 verband. Die Ladestraße mit der Güterabfertigung lag sozusagen zwischen den Gleisen des Bahngeländes und hatte ihre Zufahrt nur von der östlichen Seite, wo die Rangiergleise links und rechts an den Rampen und Prellböcken endeten. Da ich in dem Haus geboren wurde, war ich mit den lauten Geräuschen des Bahnbetriebes aufgewachsen, die einen dann auch im Schlaf nicht mehr störten. Die Laute des ankommenden Zuges waren mir vor dem Einschlafen deshalb besonders ins Gehör gedrungen, weil es die Stunden vorher auf dem ganzen Bahngelände äußerst ruhig war, viel ruhiger als sonst üblich. „Horst, wach auf!“ Mutter hatte mich wachgerüttelt. „Mein Gott, Junge, es geht wirklich los.“ Ich schreckte hoch, hatte doch fester geschlafen, als ich wollte. Der Wecker zeigte kurz vor fünf Uhr.

**Horst Wickert, geboren in Landsberg (Warthe), lebt heute in Berlin.*

Zettritz in den letzten Kriegstagen

„Das war das Schlimmste: Die Heimat zu verlassen.“

Herbert Gohlke*

Ich möchte meine Erlebnisse aus den Jahren bis 1945 und danach schildern. Es war die Zeit der Kriegs- und Nachkriegsjahre. Das war keine gute Zeit, und ich war gerade einmal zehn Jahre alt.

Für die Bauern wurde alles rationalisiert. Es gab Lebensmittellkarten, Kleiderkarten und Mahlkarten. Nach Anzahl der Personen in einer Familie wurde vorgeschrieben, wie schwer ein Schwein beim Schlachten sein durfte. Die Milch wurde restlos in die Molkerei geliefert. Wir, meine **Mutti (Selma Gohlke geborene Krügerke, geb. 12.12.1912)**, meine zwei **Geschwister (Siegfried, geb. 23.04.1936, Sieglinde, geb. 04.12.1942)** und meine **Großmutter (Krügerke)** lebten damals sehr bescheiden, verglichen mit der heutigen Zeit. Mein **Vater (Gustav Gohlke, geb. 06.06.1906)** war zu dieser Zeit Soldat. Er gilt seit 1944 als vermisst, und wir haben ihn nie wiedergesehen. Der Krieg nahm seinen Lauf, und es wurde immer schlimmer. Es fielen auch schon Bomben auf die Großstädte. Durch die Bombardierungen evakuierte **Frau Vortmüller** mit ihren Kindern nach Zettritz zu ihren Eltern. Die Eltern hießen **Manthey**, und diese Familie waren unsere Nachbarn. Die drei Kinder der Manthey-Tochter Frau Vortmüller waren fortan für uns willkommene Spielgefährten. Diese Freundschaft aus Kindertagen existiert bis heute. Unser Dorf war nicht weit weg von der Warthe. Etwa 450 Meter vom Dorf entfernt hob man 1942/43 Schützengräben im Zickzack aus. Ich bin als Kind da öfter entlang gerannt. Unsere Familie hatte dort in der Nähe Ackerflächen. Auch ein Maschinengewehr-Stand wurde aus Baumstämmen errichtet. Es gab einen Bunker, der sich hinter dem Hochwasserschutzwall in Sandwerder befand, an der Wirtschaft der **Familie Tessner**. Dieser Bunker wurde im Herbst mit Kartoffelkraut eingedeckt.

Flüchten, aber wohin?

Am 30. Januar war es soweit, da kam die Rote Armee. Wir sollten flüchten, aber wohin? Wir blieben, es wird ja nicht so schlimm werden, so dachten wir, und außerdem hatten wir die Ställe voller Vieh. Was sollte aus den Tieren werden? Die Panzerspitzen waren schon in Landsberg (Warthe). Im Morgengrauen kamen deutsche Soldaten – getarnt mit Bettlaken und ohne – in unser Dorf. Es war sehr kalt und es lag Schnee. Sie kamen auch mit Pferdeschlitten. Die Soldaten wurden von den Dorfbewohnern mit Wurstbrot und Kaffee bewirtet. Sie ließen sich viel Zeit, obwohl sie die Russen im Nacken hatten. Wahrscheinlich zogen sie durch die Dörfer, um mehr Schutz zu haben. Am nächsten Tag sah man die Russen im Chausseegraben liegen, sie hatten unser Dorf im Visier. Die deutschen Soldaten waren zum Glück zu diesem Zeitpunkt bereits alle weg. Am nächsten Tag kamen zwei Gefangene mit blauen Kombianzügen und mit Maschinenpistolen bewaffnet. Vielleicht waren es russische oder



Ein erster Besuch in Zettritz in den siebziger Jahren. Das Wohnhaus der Familie Gohlke stand längs zur Straße. Die ehemals neue Scheune ist noch vorhanden.

ukrainische Zwangsarbeiter. Anscheinend wussten sie gut über unser Hof Bescheid und gingen direkt zum Pferdestall. Sie holten die Pferde aus dem Stall, und aus der Scheune den Wagen. Der Pferdewagen war schon für die Flucht mit Futtermittel, Heu und Stroh beladen. Mit dem beladenen Pferdewagen fuhren sie einfach davon. Dies war aber erst der Anfang, und es ging später so weiter. Dann fuhren russische Panzer von Borkow aus auf die Chaussee in Richtung Landsberg (Warthe) und später der ganze Nachschub. Wir wurden im Februar von den Russen regelrecht ausgeplündert. Die Schweine wurden abgeschlachtet und in die Hühner wurde hineingeschossen. Die Kühe hat man uns weggenommen, und das Getreide vom Boden geholt. Es war Monat März, zufällig sah ich, wie ein Auto von Borkow kam und an der **Gastwirt-**



Die Kirche steht noch – direkt an der Chaussee.

schaft (Streese) anhielt. Ich konnte alles gut sehen, denn ich war nicht weit entfernt. Es war ein Russe. Er ging in die Gastwirtschaft und es dauerte nicht lange, da öffnete er die Türen zur Chaussee, da kam auch schon Rauch heraus. Er stieg in das Auto und fuhr nach Borkow zurück. Der Saal der Gastwirtschaft brannte vollständig herunter. Das Haus konnte gerettet werden. Wahrscheinlich lagen die Russen im Wald Borkower Tanger im Bunker. Später brannte auch der Wald. Frauen wurden belästigt. Am Gründonnerstag mussten wir das Dorf verlassen. Der Nachschub der russischen Armee kam und nahm das Dorf ein. Wir mussten raus. Zu diesem Zeitpunkt befand sich kein Vieh mehr im Dorf. Für uns stellte sich die Frage: Wohin sollen wir gehen? Wir, die Familie Gohlke liefen mit den Nachbarsfamilien Gerlach, Manthey und deren Tochter Vortmüller mit ihren Kindern hinter den Wall nach Sandwerder zu der Familie Tessner mit der Wirtschaft. Die Familie Tessner hat uns aufgenommen. Die Lebensbedingungen waren katastrophal. Von den Russen wurden wir belästigt. Es gab den Bunker, da haben sich die Frauen mit den Lebensmitteln versteckt. Der Bunker wurde zum Glück nicht verraten, das sagte mir meine Mutter. Wir Kinder haben immer aufgepasst, wenn die Russen kamen, denn man konnte von dort die Wallüberfahrt gut einsehen. Meine Oma und ich sind dann öfter nach Hause gegangen, denn wir wollten sehen, was die Russen machen. Die Russen hatten bei uns ein Proviantlager eingerichtet. Einmal sind wir dazugekommen, als sie Brot abluden, sie haben uns ein Brot gegeben und wir waren darüber sehr glücklich. Einmal standen zwei Geschütze auf dem Hof, das war ein komisches Gefühl. Die Russen hatten das



Typische Bauweise in Zettritz: Fachwerk mit Stroh umwickelt und mit Lehm beworfen. (Bild: Aurig)



Ein Bauernhof zwischen Klein und Groß Zettritz nach der Wallreihe zu gelegen. (Bild: Fritz Bartelt, Berlin, 1986)

Dorf ca. ein bis zwei Wochen besetzt, genau kann ich das nicht mehr sagen.

Endlich nach Hause

Ab dem 20. April sind die Russen über die Oder gekommen und dann waren sie eines Tages verschwunden. Wir sind dann in unser Dorf und auf unseren Hof zurückgekehrt. Für uns begann das große Saubermachen, denn es war alles verdreckt. Wir dachten, wir können wieder von vorn anfangen. Aber es war leider nicht so. Es war Mai, eines Tages kamen wieder Russen zu uns und fragten meine Mutter, ob sie Kühe melken könne. Sie signalisierten, dass meine Mutter einen Eimer Milch dafür bekäme. Meine Mutter sagte zu. Wir gingen mit einem Eimer los, schräg über die Wiesen hinter den Wall. Das Gebäude mit Grundstück lag direkt an der Warthe. Es war keine große Kuhherde, vielleicht waren es 25 Tiere oder noch weniger. Das Grundstück gehörte zum Ort Zechow, den Namen der Besitzer kenne ich nicht. Es gab eine breite Kahnanlegestelle, vielleicht gab es früher dort auch eine Fähre. Vom Grundstück zur Warthe war eine kleine Anhöhe. Ich war natürlich neugierig. Ich schaute mich ein wenig um, ging in das Haus, wo drei Männer waren, von denen einer die Zentrifuge bediente. Frauen brachten die gemolkene Milch. Die Russen waren mit einem Auto dort. Aus Langeweile wussten sie gar nicht, was sie machen sollten. Einer der Soldaten schoss auf einen Storch. Dort standen viele Pappeln, und auf einem Baum war ein Storchennest. Es war ein wunderschöner Maitag, und es war warm. Ich ging hinunter zur Warthe und sah auf dem Fluss viele tote Fische stromabwärts treiben. Es war eine Schande, die Russen fischten mit Handgranaten. Wir sind dann mit unserem Eimer voller Milch nach Hause gelaufen, das war ungefähr ein Fußmarsch von 15 Minuten.

Das Schlimmste kam noch

Am 27. Juni 1945 kamen um 9 Uhr morgens die Polen. In zwei Stunden sollten wir unser Haus und das Dorf verlassen. Das war ein großer Schreck. Die Leute haben alles Fahrbare genommen, was sie noch hatten. Wir, Mutter, Oma und drei Kinder sind dann mit Sportwagen, Kinderwagen und einer Schubkarre losgezogen. Auf den Wagen



Bruchlandschaft hinter dem Wall mit Blick über den Sandwerder. Hier badete im Sommer die Dorfjugend. (Bild: Fritz Bartelt, Berlin, 1986)

waren die notwendigsten Sachen sowie Lebensmittel. Alles andere mussten wir zurücklassen. An der Dorfkirche mussten wir uns sammeln. Das dauerte einige Stunden, wahrscheinlich kamen die Anwohner aus Borkow auch noch hinzu. Dann setzte sich der Treck in Bewegung, und die Polen begleiteten uns. Unterwegs übernachteten wir in Häusern, deren Bewohner ihr Heim schon verlassen hatten. Das war das schlimmste: Die Heimat zu verlassen. Wir haben dann mit dem Treck über Küstrin die Oder überquert. Wir kamen auch am Schlachtfeld Seelower Höhen vorbei, dort stand noch das ganze Kriegsgerät der Deutschen und der Russen. Es sah fürchterlich aus. Ein Abwehrgeschütz stand am Straßengraben, daneben lagen volle und angerissene Munitionskisten. Mehrere Geschosse waren ca. 7 oder 8 cm dick und etwa 50 cm lang. Wir zogen weiter in Richtung Berlin. Dort war alles kaputt. Die Straßen waren eingeeengt durch den Schutt und die Trümmer der Häuser. Durch das Brandenburger Tor sind wir gezogen, überall waren Einschüsse zu sehen. Dann kamen wir in ein Lager in Berlin-Spandau. Dort konnten wir nicht bleiben, es war ein Barackenlager, alle Fenster waren kaputt, es gab kaum etwas zu essen. Unsere Lösung hieß nun: raus aus Berlin. Meine Oma meinte: „Wir müssen aufs Land.“ Sie kannte die weitläufige Verwandtschaft auf einem Gut. Und auf einem Gut sei noch niemand verhungert. Das Gut war Reuden bei Calau. Eine Schwägerin mit Familie (aus Schönewald) war schon dort. Aus dem Gut in Reuden wurde ein Volkseigenes Gut (VEG). Wir konnten uns wieder Vieh halten. Durch die Arbeit auf dem Gut gab es Deputat. Einen Garten hatten wir auch. Die Lebenslage hatte sich dadurch etwas gebessert. Ich habe Stellmacher gelernt. Nach der Lehre habe ich auf dem Gut als Betriebsstellmacher gearbeitet. Dann kam die Großflächenbewirtschaftung und mit ihr die

Modernisierung der Technik. Das Stellmacherhandwerk wurde nicht mehr gebraucht. Später war ich dann auf dem Bau beschäftigt und habe dort Dachstühle gebaut.

**Herbert Gohlke, geb. 30.08.1934 in Zettritz, lebt heute in Calau.*

Zum Ort Zettritz

In meinem Heimatdorf Zettritz, Kreis Landsberg an der Warthe gab es zwei Zettritz: Unser Dorf als geschlossene Ortschaft mit Namen Klein Zettritz sowie Groß Zettritz. Wahrscheinlich hießen sie so, weil die Grundstücke weiter auseinander lagen, wie eine Streusiedlung. Beide Ortsteile lagen ca. einen Kilometer auseinander. Nach 1933 wurden beide zu Zettritz eingemeindet. Der Volksmund sprach aber weiter von Klein und Groß Zettritz. In Groß Zettritz befand sich eine Mühle, ein Lebensmittelgeschäft (Peinke), ein Futterhandel (Kruschel) und eine Schule. Es gab ebenso eine moderne Kirche mit zwei Glocken, Strom, Heizung und einen Bürgermeister, der für beide Ortsteile zuständig war. Eine große Gärtnerei (Tessdorf), ein Schuhmacher (Gethke), ein Lebensmittelgeschäft (Schmidt) und ein Schulgebäude lagen in Klein Zettritz. Die Schule war während des Krieges zu einem Gefangenenlager für französische Kriegsgefangene umfunktioniert worden. Die Gefangenen wurden in den Familien eingesetzt, bei denen Angehörige im Militärdienst standen. Die Kinder gingen dann alle in Groß Zettritz zur Schule. Eine Gastwirtschaft mit Saal für Veranstaltungen lag direkt an der Dorfchaussee, ungefähr 250 Meter vom Dorf entfernt. Der Hochwasserschutzwall an der Warthe lag etwa 100 bis 200 Meter von unserem Dorf entfernt. An jedem Dorfende war eine Wallüberfahrt. Einen Dorfplan gab es in HB 29.



Das ehemalige Pfarrhaus. (Bild: Archiv HBL)

Glückliche Kindheit in Giesenaue

Ein Teil vom Herzen blieb mit Waldo für immer zurück

Joachim Lehmann*

Ich wurde am 28. März 1938 auf dem Bauernhof meiner Eltern im Warthebruch, nahe Wepritz gelegen, geboren. Das Gehöft ist auf dem untenstehenden Bild dargestellt. Das Gemälde möchte ich den Lesern gern näher erläutern.



Der elterliche Bauernhof von Joachim Lehmann und seiner Familie in Giesenaue.

Das Bild hat der Hobbymaler Hans Böndgen aus Erkrath bei Düsseldorf im Jahre 1985 für mich nach alten Fotografien in Öl auf Leinwand im Format 70 x 100 cm gemalt. Dargestellt ist das Anwesen der Bauernfamilie **Eduard Lehmann** in Giesenaue mit den engsten Familienmitgliedern. Der Blick fällt zunächst auf das Wohnhaus mit vorgelagertem Ziergarten und auf den breiten Fahrweg zum Hof. Das Haus steht an der Südseite des Hofes, parallel zur Dorfstraße, genannt die „Große Reihe“. Es hatte eine Grundfläche von 190 qm, war unterkellert und hatte im Dachgeschoss je einen Wohnraum in den Giebeln. In der Mitte des Hauses sieht man die große, schwere und verzierte Eingangstür aus Eichenholz. An der Rückseite (Hofseite) befand sich ebenfalls eine Eingangstür. Beide Eingänge waren über mehrere Treppenstufen zu erreichen,

ebenso der Eingang zum Ausgedinge am Ostgiebel. Das lag an der Architektur des Hauses. Das Erdgeschoss war ein Hochparterre, denn es lag über dem Kellergeschoss. Der Giebel links an der Westseite des Hofes gehört zum Gebäude, in dem der Pferdestall und der Kuhstall untergebracht waren. Darüber befand sich der Heuboden. Hinten am Ende des Hofes ist ein Teil der großen Scheune zu sehen. Das war ein Ziegel-Lehm-Fachwerkbau mit 234 qm Grundfläche und mit zwei Toreinfahrten für die Landmaschinen.

Nun zu den Personen: Der Knirps im Vordergrund bin ich, **Joachim Martin Eduard Lehmann**, im geschätzten Alter von fünf Jahren, mit Hofhund Waldo. Links von mir Großvater **Eduard Johann Christian Lehmann** senior, geboren am 5. Juni 1864 in Giesenaue. Rechts hinten im

Bild meine Großmutter **Ida Ottilie Hedwig Lehmann geb. Tillack**, geboren am 14.11.1866 in Kernein. Links neben Großmutter sind meine Eltern zu erkennen: Mein **Vater Eduard Walter Gerhard Lehmann junior**, geboren am 28.04.1901, und meine **Mutter Frieda Else geb. Thierling**, geb. am 05.11.1910 in Giesenaue; vgl. HB Heft 29, Dez. 2004, S. 73 mit Familienfoto. Unser Bauernhof befand sich vier Generationen in Familienbesitz bis zum 24. Juni 1945, dem Tag, an dem alle Bewohner von Giesenaue die Heimat gezwungenermaßen für immer verlassen mussten.

Das Bild hängt in meinem Arbeitszimmer und erinnert mich an meine Kinderjahre in Giesenaue. Ich werde es der Villa Lehmann in Landsberg testamentarisch übereignen. So kehrt ein Stück Vergangenheit in die alte Heimat zurück und bleibt nachkommenden Betrachtern erhalten. Außerdem gibt es eine verwandtschaftliche Beziehung: Mein Großvater **Eduard Johann Christian Lehmann** und **Hans Lehmann**, der letzte Bewohner der Villa Lehmann, hatten denselben Großvater, Landwirt in Giesenaue.

Mein Hund Waldo

Ihm galt meine ganze Tierliebe von klein auf. Ich erinnere mich an eine Begebenheit mit unerwartetem Ausgang, für den meine Eltern dem Hund die Schuld gaben. Zu Unrecht! Es war Winter und wir hatten Schnee. Da hatten Vater und Mutter einen guten Einfall. Sie spannten Waldo vor den Schlitten, den ich zu Weihnachten bekommen hatte und den er auf der Dorfstraße ziehen sollte. Ich wurde auf den Schlitten gesetzt und in einer Entfernung von 20 Metern riefen meine Eltern: „Waldo, komm!“

Doch bevor das Vergnügen „Hundeschlitten-Rennen“ richtig losging, war es auch schon zu Ende. Waldo sprang mit einem kräftigen Satz vorwärts ins Geschirr und ehe ich mich festhalten konnte, flog ich auch schon in hohem Bogen rücklings vom Schlitten in den Schnee und blieb regungslos liegen. Mutter rannte herbei und hob mich auf. Waldo wurde böse beschimpft und rannte zurück über den Hof direkt in seine Hundehütte, mitsamt dem Schlitten – und Mutter hinterher ins Haus mit mir in den Armen.



Mutter Frieda Lehmann, Joachim Lehmann und sein treuer Freund Waldo, ca. 1943.

Auf halbem Weg kam ich wieder zur Besinnung und hörte sie rufen: „Mein Junge ..., mein Gott ..., mein Junge ...“ Waldo hat seine Hütte an diesem Tag nicht mehr verlassen – das war auch gar nicht möglich. Am nächsten Tag bin ich zu ihm in die Hütte gekrochen. Er hatte sich mit dem Geschirr um den Hals und mit dem Schlitten dermaßen verheddert, dass er sich von allein nicht befreien konnte. Mit großer Mühe gelang es mir in der engen Behausung, meinen Waldo vom fest verzurrten Geschirr und vom Schlitten loszuschnallen, so dass wir beide erleichtert wieder nach draußen gelangen konnten. Vor Freude leckte er meine Hände.

Beunruhigende Zwischenzeit

Da mein Vater 1943 noch eingezogen worden war, blieben die Großeltern mit meiner Mutter und ihren zwei Jungen (7 und 2 Jahre alt) auf dem Hof zurück. Mit Hilfe von zwei Franzosen wurde die Landwirtschaft fortgeführt. Nach der russischen Besetzung im Februar 1945 wurde in Giesenaue auch auf unserem Hof ein Pferdelaazarett eingerichtet und Mutter wurde zur Mitarbeit verpflichtet. Das Lazarett wurde Ende April nach Berlin-Hoppegarten verlegt und unser letztes Pferd gleich mitgenommen.

Bereits vor der Vertreibung erhielten wir die Einweisung der Nachfolger auf unserem Hof. Es war Familie Sublikowa mit sechs Kindern, darunter war auch Tochter Irena, 13 Jahre alt. Sie waren Bauern in Ostpolen gewesen, das Stalin 1939 annektierte und die Polen auswies. Die Familie fand Arbeit auf einem Gutshof im Landkreis Müritz. Nach Kriegsende wurde der heimatlosen Familie unser Hof vom Amt Gorzów offiziell zugewiesen. Sie hatte auf unserem Hof eine neue Heimat gefunden und wir ahnten, dass uns das gleiche Schicksal der Vertreibung treffen würde.

Trauriger Abschied

Am 24. Juni 1945, dem Tag der Vertreibung aus unserem Heimatdorf Giesenaue, ist uns Waldo bis zum Sammelplatz am Spritzenhaus hinterhergelaufen. Er spürte wohl auch die Ungewissheit, die uns alle erfasst hatte, und wollte nicht allein gelassen werden. „Schick' den Hund zurück, der kann nicht bei uns bleiben“, sagte meine Mutter. Auf ihr Geheiß musste ich meinen Waldo mit Nachdruck zur Umkehr bewegen, was mir sehr schwergefallen ist. Zögernd lief er zurück. Nach einigen Metern drehte er sich noch einmal um und sah mich an. Ich blickte ein letztes Mal in seine treuen braunen Augen. Es war ein Abschied für immer. Dieser Abschied ist in meiner Erinnerung lebendig geblieben und ich fragte mich oft, wie es wohl meinem Hund bei den neuen Herren ergangen ist, an die er sich ja während unserer gemeinsamen Zeit bereits gewöhnt hatte. Stand ihm ein ähnliches Schicksal bevor wie dem Hund, den Friedrich Hebbel in seiner Ballade beschreibt?

Reise in die alte Heimat

Im Juli 1980 fuhr ich mit meiner Frau Evelin das erste Mal nach der Vertreibung in die alte Heimat. Ein Cousin hatte schon vorher Kontakt mit der Familie aufgenommen, die



Heuernte am Ufer der Warthe mit Staffage. Gemalt nach einer Fotografie eines Gemäldes von Ernst Henseler.

einige Wochen vor unserer Vertreibung unseren Hof zugewiesen bekommen hatte. Irena, damals 13 Jahre alt, erinnerte sich an mich und sagte meinem Cousin, dass sie sich über einen Besuch von mir freuen würde. Sie wohnte nun mit ihrer Familie in Gorzów. Wir wurden dort sehr freundlich aufgenommen. Meine erste Frage galt meinem Waldo. Irena versicherte mir, dass er noch viele Jahre auf „seinem“ Hof Wache gehalten habe. Diese Gewissheit verbindet sich mir mit dem Foto auf unserem Hof mit meiner Mutter, ihm und mir. Am anderen Morgen fuhr uns Irenas Sohn Janek nach Giesenaue. Es erwartete uns ein gutes Frühstück bei Irenas älterer Schwester, die mit ihrem Mann in zweiter Generation den Hof bewirtschaftete: Da stand ich nun nach 35 Jahren wieder auf der ehemals heimischen Scholle. Wir besichtigten Haus und Hof bis in den letzten Winkel. In der Scheune stand noch die motorangetriebene Dreschmaschine, Fabrikat Jaehne aus Landsberg. In der Remise stand der alte Kutschwagen. Ich durfte mir ein Rad abmontieren, das später in unserer „Bauernstube“ an die alte Heimat erinnerte. Die Zeit war hier stehen geblieben. Federvieh, ein Pferd, Hund und Katze waren vorhanden. Die alte Schwengelpumpe war durch einen Ziehbrunnen ersetzt worden, die große Ulme und den Birnbaum aus meiner Kindheit gab es nicht mehr. Aber Großvaters Schreibtisch und Großmutterns alte Küchenwaage standen noch immer an alter

Stelle. Die Küchenwaage durften wir als Andenken mit nach Hause nehmen – für uns der einzige Gegenstand der Erinnerung. Auch die Kirche, in der ich getauft worden war, war verschwunden. Aber das Schulgebäude, wo ich 1944 als einziges und letztes Kind eingeschult worden war, stand noch am Warthewall. Mit Irena machte ich einen langen Spaziergang durch das Dorf, viele Erinnerungen wurden wach. Wir übernachteten im Haus und schliefen in unserem alten Wohnzimmer, in dem noch der große Kachelofen stand. Es war ein ereignisreicher Tag auf dem Anwesen meiner Vorfahren. Nach diesem ersten Besuch entwickelte sich mit Irena und ihrer Familie ein freundschaftlicher Briefwechsel. Wir besuchten sie 1992 erneut, sie war nun Großmutter über ihre Tochter Beata geworden. Im Jahr 2002 waren wir zum letzten Mal in Landsberg (Warthe)/Gorzów und in Giesenaue/Jezyki. Irenas Mann Bruno und ihr Schwager waren verstorben. Hof und Haus hatten einen neuen Besitzer. Wir lernten ihn kennen, als er gerade dabei war, das Haus zu renovieren und zu modernisieren. Wir wurden wiederum freundlich begrüßt und konnten uns alles ansehen. Diese Reise war aber zugleich der endgültige Abschied von Giesenaue. Der Briefwechsel mit Irena endete ein Jahrzehnt später.

**Joachim Lehmann, geboren am 28. März 1938 in Giesenaue, lebt heute in Bad Kreuznach.*

Aus Schweiß und Tränen

Zur Geschichte der Gemeinde Stolberg

Gert Buchholz*

Der Ortsname Stolberg besteht erst seit einer Gemeindereform von 1927/28. Der Ort entstand aus der Zusammenfassung des Vorwerkes Klein-Cammin und der Kolonien Springwerder (Spring), Wilhelmsbruch und Ludwigsgrund. Das Vorwerk Klein-Cammin ist der älteste Teil von Stolberg und wurde schon 1608 zum ersten Mal urkundlich erwähnt. Zu dieser Zeit war es wohl von einigen Fischerfamilien bewohnt.

Spring, Wilhelmsbruch und Ludwigsgrund sind im Zuge der Melioration und Trockenlegung des Warthebruchs (1767-1787) angelegt worden, aber erst in der letzten Phase dieser Binnenkolonisation. Das hatte folgende Bewandnis: Die während der Trockenlegung des Warthebruchs angeworbenen und angesiedelten Kolonisten stammten nicht aus Brandenburg, sondern fast ausschließlich aus anderen Teilen Deutschlands, sogar aus Österreich, der Schweiz und aus Polen (hier meist deutsche Rückwanderer wegen der unruhigen Zeiten dort). König Friedrich II. (1712-1786) verfolgte mit Konsequenz

eine Politik der Steigerung der Bevölkerungszahl durch Immigration, da das Land durch den 7-jährigen Krieg – gerade in der Neumark – ziemlich zerstört und ausgeblutet war. Er verbot den Bewohnern Brandenburgs die Niederlassung in den neu urbar gemachten Territorien.¹ Ab etwa 1775 gab es einen akuten Arbeitskräftemangel bei der Weiterführung und Vollendung der Meliorationsarbeiten im Warthebruch. Die Ansiedlungspolitik des Königs wurde gelockert, so dass man davon Abstand nahm, nur auswärtige Neusiedler zu werben. Es wurde nötig, neue Kolonien zu gründen und Kolonisten auch aus den



Kartenausschnitt vom Warthebruch um 1786, die Kolonien sind noch nicht verzeichnet.
(Bild: GStA Brl. Dahlem XI HA, F53309)

anliegenden Gebieten anzuwerben. Zu diesen Neugründungen gehörten unsere Kolonien Spring, Wilhelmsruh und Ludwigsgrund. Die Anlage dieser weiteren Kolonien wurde durch staatliche Stellen (z. B. der Bewallungskommission) organisiert und von Gutsbesitzern durchgeführt (die dafür auch finanzielle Fördermittel erhielten) sowie vom Johanniter-Orden (Sonnenburg), der große Ländereien im Bruch besaß. Im Falle von Spring, Wilhelmsruh und Ludwigsburg handelte es sich um Gründungen der Gutsbesitzerfamilie von Wreech, die am Nordrand des Warthebruchs mehrere Güter besaß, u. a. Tamsel und Groß-Cammin. Die Anlage dieser Kolonien ist Anfang der 1780er Jahre zu datieren.

Land wird knapp bemessen

Die nach 1775 gegründeten Kolonien erhielten in der Regel nicht mehr so viel Land zugewiesen, wie jene in der Anfangsphase der Trockenlegung. Die zur Vollendung der Meliorationsarbeiten und zur Pflege der Dämme benötigten Kolonisten warb man auch dadurch an, dass diese ihr kleines Landlos als erb- und eigentümlichen Besitz erhielten. Das war ein Vorteil gegenüber den erbuntertänigen Bauern in den alten Dörfern, die dieses Privileg

nicht hatten. Der geringere Landbesitz machte es den Kolonisten aber schwer, zu überleben, da der Zins und auch andere Abgaben beglichen werden mussten. Ernteauffälle durch Dammbürche, die das gewonnenen Land überschwemmten, sind belegt und kamen erschwerend hinzu.

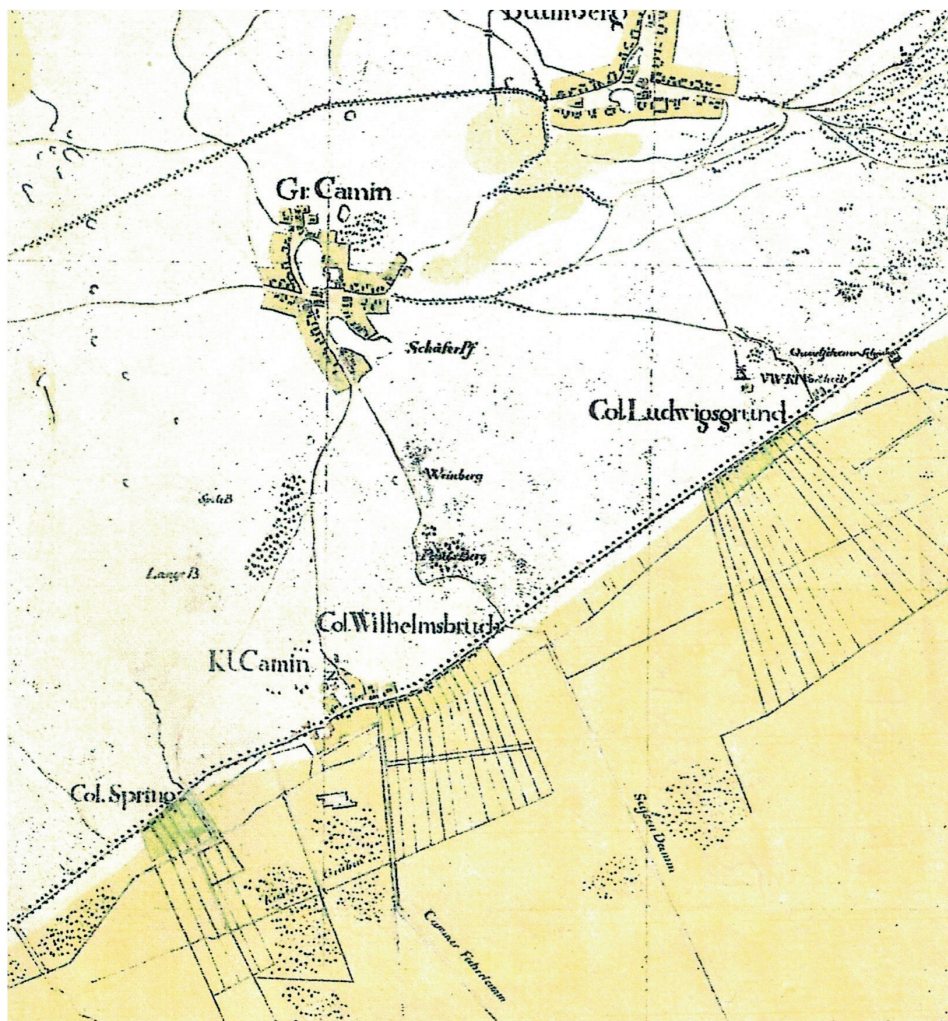
Die Oberhoheit der Gutsbesitzer blieb trotzdem erhalten, und die Kolonisten mussten sich der damals noch geltenden Gesindeordnung unterwerfen. Der geringe Landbesitz zwang auch dazu, sich auf den Gütern zu verdingen. Es ist eine Namensliste (Bild 3) aus dem Jahr 1809 erhalten geblieben, in der alle Kolonisten der drei Siedlungen enthalten sind. Man kann davon ausgehen, dass es (nach 25 Jahren) noch die ursprünglichen Kolonisten waren, die dort angesiedelt worden waren, zumindest den Namen nach. Einige der angeworbenen Kolonisten stammten im Falle von Spring, Wilhelmsruh und Ludwigsgrund tatsächlich auch aus den angrenzenden Gegenden. So sind in Blumberg zum Beispiel die Namen Hintze, Buchholz, May, Schenk überliefert, aus Schaumburg der Name Berendt, aus Wilkersdorf Schultze, Hintze und andere.² Diese Namensliste mit den einzelnen Größen der Hofstellen

und des dazugehörigen Landes stammt aus einem Beschwerdebrief der Kolonisten an den König, in dem sie die hohen öffentlichen Abgaben beklagen, obwohl ihre Grundstücke von schlechter Bonität seien und regelmäßig der Überschwemmung ausgesetzt sind.

„Diese 68 Morgen 105 quadrat Ruten sind unter uns Gemeindemitglieder nun dergestalt verteilt, dass mancher nur $\frac{1}{2}$ höchstens 4 Morgen besitzt, worauf, da es sehr schlechtes Land ist, einige von uns gar nichts aussähen können, wozu noch kommt, dass uns manche Jahre durch Überschwemmung auch noch dieses wenige geraubt wird.

... hierdurch sind wir unumgänglich ruinert und außer Stande gesetzt, dies (die Abgaben, d. Autor) ferner zu ertragen, weshalb wir uns genötigt sehen, Eure königliche Majestät alleruntertänigst zu bitten, diese unsere in der Wahrheit beruhende Beschwerde gnädigst untersuchen zu lassen“.³

Die Angelegenheit wurde tatsächlich untersucht, und dabei festgestellt, dass bei der Vergabe der Grundstücke auf Grund der Überschwemmungsgefahr schon 25 Prozent Steuerbefreiung erteilt wurde. Zusätzlich wurden im Jahr 1806 weitere Grundstücke wegen



Ur-Messtischblatt von 1822, hier wurden die Kolonien bereits eingezeichnet.
(Bild: Deutsche Staatsbibliothek Berlin, Kartenabteilung,
www.staatsbibliothek-berlin.de)

Überschwemmung und schlechter Bonität von der Steuer befreit, so dass die Beschwerde abgelehnt wurde. Im Schreiben des Kreisdeputierten von Wendessen an den König vom 3. September 1809 heißt es zum Schluss:

„Hiernach ist der Gemeinde die Hälfte ihrer Grundstücke in Rücksicht der öfteren Überschwemmung eines Theils derselben und wegen geringerer Bonität gar nicht zu (steuerpflichtigen, d. Autor) Hufen classifiziert worden und daraus eur. Königl. Majestät sich gewiß zu überzeugen geruhen werden, welchen Glauben die lügenhafte Beschwerde der Gemeinde zu Wilhemsbruch und Ludwigsgrund verdient.“³

Erst nach den Agrarreformen, die mit dem Oktoberedikt begannen, verbesserte sich die Lage der Kolonisten. Es zog sich über Jahrzehnte hin, ehe alle Lasten aufgehoben bzw. abgegolten wurden. Hierbei zahlte sich der erb- und eigentümliche Besitzstatus der Kolonisten aus, der nicht der Ablösung unterlag.⁴ Die Kolonisten erholten sich sehr langsam von ihrer Armut. Der Ausbau der Fernstraße von Berlin nach Ostpreußen – und besonders der Bau der gleichlaufenden Bahnstrecke 1865 – verbesserte die Handelstätigkeiten. Aus den gering geschätzten Kolonisten gingen nach und nach rentable Kleinbauern hervor, da viele von ihnen jetzt auch in der Lage waren, Land dazuzukaufen oder zu pachten. Insbesondere war das das Ackerland auf den Hanglagen Richtung Groß-Cammin, so dass Getreide- und Kartoffelanbau vermehrt möglich wurden.

Wie gewonnen, so zerronnen

Ein weiterer Aufschwung der Kolonien erfolgte ab 1923, als das Gut Groß-Cammin (Grafen von Stolberg) aufgesiedelt wurde. Insbesondere Bauern aus den, nach dem I. Weltkrieg verlorenen, Provinzen Westpreußen und Posen siedelten sich an. Das Vorwerk Klein-Cammin (65 ha) übernahm ein Industrieller aus dem Ruhrgebiet. Einige neue Bauern erscheinen in den Kolonien (Rehfeld, Tücking, Zimmermann, Grünberger, Westphal u. a.). Auch die eingesessenen Kolonisten nutzten die Gunst der Stunde, und siedelten Land dazu, um ihre Bauernwirtschaft zu erweitern. Die Kolonien entwickelten sich immer mehr zu einer Dorfgemeinschaft mit den dazugehörigen Einrichtungen (Schule, Kirche, Gasthöfe, Handwerksbetriebe etc.), so dass der Wunsch zur Bildung einer selbstständigen Gemeinde wuchs. Unter wesentlicher Mitwirkung des seit 1911 gewählten Gemeindevorstehers von Wilhemsbruch, **Karl Buchholz sen.**, und im Kontext der Auflösung der Gutsbezirke zu dieser Zeit, wurde am 01.10.1927 die neue Gemeinde Stolberg/Nm. gegründet. Diese Entwicklung hielt, wie bekannt, nicht lange an. Im Jahr 1945 endete der mühevoll errungene Fortschritt abrupt.

Namensliste der Kolonisten von Wilhemsbruch, Ludwigsgrund und Spring von 1809.

Oben: eine gute Guteneigenschaft zu Wilhemsbruch und Ludwigsgrund und Spring zu geben, dass sie sich selbst.

| No. | Nachname | Vorname | geb. | gest. | Wohnort |
|------|------------|---------|------|-------|---------|
| 1. | Grünberger | | 1788 | 1868 | 18 |
| 2. | Müller | | 1788 | 1868 | 18 |
| 3. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 4. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 5. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 6. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 7. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 8. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 9. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 10. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 11. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 12. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 13. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 14. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 15. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 16. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 17. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 18. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 19. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 20. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 21. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 22. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 23. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 24. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 25. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 26. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 27. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 28. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 29. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 30. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 31. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 32. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 33. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 34. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 35. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 36. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 37. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 38. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 39. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 40. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 41. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 42. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 43. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 44. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 45. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 46. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 47. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 48. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 49. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 50. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 51. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 52. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 53. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 54. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 55. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 56. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 57. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 58. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 59. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 60. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 61. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 62. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 63. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 64. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 65. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 66. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 67. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 68. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 69. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 70. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 71. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 72. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 73. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 74. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 75. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 76. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 77. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 78. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 79. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 80. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 81. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 82. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 83. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 84. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 85. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 86. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 87. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 88. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 89. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 90. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 91. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 92. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 93. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 94. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 95. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 96. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 97. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 98. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 99. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |
| 100. | Rohr | | 1788 | 1868 | 18 |

Namensliste der Kolonisten von Wilhemsbruch, Ludwigsgrund und Spring von 1809.

(Bild: Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep. 3 Neumärkische Kriegs- und Domänenkammer Nr. 13355, www.blha.de)

Für die Kolonisten im Warthebruch könnte man den alten Spruch:

1. Generation – den Tod,
2. Generation – die Not,
3. Generation – das Brot!

erweitern und sagen:

4. Generation – weg vom Hof.

*Gert Buchholz, geb. 13.05.1951, lebt in Müncheberg und ist der Enkel von Karl Buchholz.

¹ vergl.: Czarnuch, Zbigniew „Das Warthebruch“, dtsch.-poln. Verein EDUCATION PRO EUROPA VIADRINA 2012, www.euroregion-viadrina.de

² siehe auch unter BLHA, Rep.3 Nr.14222 diverse Namenslisten

³ aus BLHA, Rep. 3 Nr.13355

⁴ vergl.: Christa Kouschil, Landausbau in der Neumark unter Friedrich II., edition bodoni 2012, www.edition-bodoni.de

Die Chronik des Dorfes Gralow

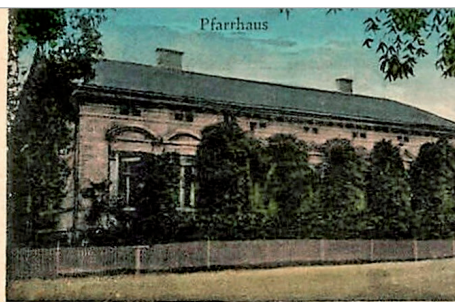
Ein Lehrer und Kantor beschreibt bildhaft das einfache Dorfleben (Teil 1)

Gustav Ernst Heinrich Sommer*

Die Chronik, die nur als Abschrift vorliegt, wurde vom Lehrer Gustav Ernst Heinrich Sommer erstellt. Er war der Sohn des Carl Gottlieb Sommer, Schneidermeister in Hirschberg. Seine erste Lehrerstelle hatte er in Massow inne, später in Gralow und danach in Hohenjesar. Am 20. April 1846 heiratete er Emilie Wilhelmine Wolff, geb. 1823, Pflege Tochter des Lehrers Christian Hübner aus Bergkolonie.



Gruss aus
Gralow



Bäckerei u. Materialwarengeschäft von Paul Brandt



Schloß



Alte Ansichtskarte von Gralow mit Kirche, Pfarrhaus, Gutshaus und Bäckerei.

Gralow, ein altes Bauerndorf, das 1843 ungefähr 1200 Einwohner zählte, liegt am südlichen Abhänge des sich von Osten nach Westen ziehenden Landrückens der Norddeutschen Tiefebene, 1 1/4 Stunde nordöstlich von Landsberg an der Warthe. Gutsherr war damals der Kriegsrat **Honig**. Er starb nach zwei Jahren meiner Anwesenheit in Gralow und hinterließ zwei Söhne, die beide Jura studiert hatten und eine Tochter **Elise**, die zu meiner Zeit den Kaufmann **Gropius** in Berlin heiratete. Der älteste Sohn **Edmund** erbte das Gut Gralow, wozu auch noch ein Teil von Zantoch gehörte. Der zweite Sohn war eine Zeit Landrat des Landsberger Kreises, als solcher nicht beliebt, wurde nachher Regierungsrat. Der Gralower Honig war allgemein beliebt, ein tüchtiger Landwirt, kümmerte sich wenig um Kirche und Schule. Mit dem Ortspastor **Luge** stand er auf sehr gutem Fuße, doch war ihr Verkehr nur amtlich. Honig verheiratete sich mit **Karoline von Klitzing**, eine sehr adelsstolze Dame, die nirgends beliebt war und den Pastor und mich mit herablassender Freundlichkeit behandelte. Sie hatten drei Kinder, einen Sohn, den jetzigen Herrn von Gralow, und zwei Töchter, die beide nicht liebenswürdig waren. Die älteste heiratete den Rittmeister **von Borke** und nach ihrem Tode vermählte sich Borke mit der jüngeren Schwester. Dieser von Borke, der Sohn des Rittergutsbesitzers von Borke auf Richnow bei Lippehne, hatte als Gardedragoneroffizier in Berlin mehr Geld ver-

braucht, als seinem Vater lieb war, und viele Schulden gemacht. Er ließ sich deshalb zu den Dragonern nach Landsberg versetzen. Er war ein großer starker Herr, kam oft nach Gralow zu Madame Honig. Aber die Gläubiger fanden und drückten ihn auch in Landsberg. Eines Wintertages, Anfang der Sechziger Jahre, kam er nach Gralow, schloss sich mit Herrn Honig im Zimmer ein, und sie beratschlagten. In der Nacht bestieg er den Schlitten, reiste ab, direkt nach Hamburg und von dort über England nach Amerika. Dort nahm er Dienst bei den Südstaaten im Kriege gegen die Nordstaaten. Nach Beendigung des Krieges kehrte er nach England zurück und beschrieb den Feldzug. Als 1866 der Krieg zwischen Preußen und

Österreich in naher Aussicht stand, kam er zurück, wurde als Deserteur begnadigt und nahm in der Armee des Prinzen Friedrich Karl am Kriege teil. Nach dem Kriege wurde er als Rittmeister-Invalide entlassen. Er hatte einen Schuss in die Schulter bekommen, die Kugel war damals nicht zu finden. Jetzt war er fast ständig in Gralow. Herr Honig hatte seinem Sohne bei Nakel in Westpreußen ein Gut gekauft und ein danebenliegendes Gut für Herrn von Borke, der selber kein Vermögen hatte, und nun Honigs älteste Tochter heiratete. Nach dieser Abschwefung über die Familie Honig will ich nun das Dorf beschreiben und seine Einwohner.

Ort in Form eines Kreuzes

Das Dorf hatte eine Bauform, wie ich sie noch bei keinem anderen Dorfe vorgefunden habe. Es war in Form eines Kreuzes gebaut. Die vier Strahlen hatten genau die Richtung der Himmelsgegenden, und durch die sich schneidenden Straßen wurden vier echte Winkel gebildet. An der Spitze des nordwestlichen Winkels lag die etwas erhöhte alte Kirche, die eine vom Orgelbauer Renner aus Zantoch erbaute Orgel und einen Turm mit einer Glocke und Uhr, die nur alle halbe Stunde schlug, hatte. Der Kirchplatz trug uralte Kastanien. An diesen Platz schloss sich nach Norden das einfache herrschaftliche Wohnhaus an, der große Wirtschaftshof, große Scheunen,

eine Schäferei und ein Park, der England genannt wurde. Der westliche Schenkel dieses rechten Winkels enthielt die Brennerei, einen großen Viehstall, einen Pfuhl – von dem später die Rede sein wird – drei Bauerngehöfte und einige Familienhäuser. Der südwestliche rechte Winkel enthielt mehrere Bauern- und Kossätengehöfte, einige Familienhäuserstellen und das ziemlich neue Schulhaus. Der südöstliche Winkel war ebenso gebaut und enthielt den Kirchhof. Der nordöstliche Winkel enthielt außer dem Pfarrhof den Hauptgasthof, Krug genannt (der damalige Besitzer hieß **Bachnick**), die Dorfschmiede und große und kleine Besitzungen. Im Dorfe befanden sich drei Fleischer, die ihre Waren nach Landsberg fuhren, ein jüdischer Kaufmann **Lewin** und zwei Kleinkrämer. Westlich vom Dorfe stand eine der Herrschaft zugehörige Bockwindmühle. Der Pächter **Rosenfeld** musste für die Herrschaft alles ihm gelieferte Getreide mahlen oder schroten, und da außer auf dem Nachbardorfe Jahnsfelde weiter keine Mühle war, so mussten nicht nur alle Bewohner Gralows, sondern auch die von Jahnsfelde und Zechow hier mahlen. Doch schon zu meiner Zeit stand nicht nur in diesen beiden letzteren Dörfern eine Mühle, sondern auch in Gralow standen zunächst zwei Wassermühlen, die Ober- und die Untermühle. **Fobianke** und **Jürgens**. Ungefähr eine dreiviertel Stunde vom Dorfe entfernt lag die eine Wassermühle, Besitzer **Dossow**, Untermühle genannt, die einige Jahrhunderte früher schon von Bedeutung gewesen sein muss, denn sie wird schon sehr früh in der Chronik Landsbergs genannt. Sie erhielt ihr Wasser aus dem in der Gralower Forst gelegenen Röhsee und einigen Quellen. Das Wasser floss dann in den von der Zanze gespeisten Pulskanal, der in die Warthe mündete. Die herrschaftlichen Arbeiter wohnten in den von der Herrschaft erbauten massiven Häusern. Je vier Familien in einem Haus. Jede Familie hatte eine zweifenstrige Stube nebst Kammer und einen Stall, worin sich eine Kuh und ein Schwein befanden. Fast jede Familie hielt sich auch Gänse, die bei Tage auf der breiten gepflasterten Straße herum liefen. Die Kühe wurden im Sommer von einem Hirten, den sich die Leute mieten mussten, nach der herrschaftlichen Forst auf die Weide getrieben, wo sie mittags gemolken wurden. Der Forst war 8000 Morgen groß und wurde von einem Förster – damals **Schönrock** – und einem Hilfsförster **Dossow** verwaltet. Zur Zeit der Heuernte wurde den Hausleuten ein Teil der Wiesen, die von der Warthe und der Netze überschwemmt waren, angewiesen. Die Männer mussten das Gras mähen und die Frauen machten das Heu, und wenn es der Schafmeister abgenommen hatte, so bekamen die Leute einen Teil davon. Das war dann das Winterfutter für die Kuh. Ferner erhielt jede Familie ein Stück Land zu Kartoffeln. Auch der Dung, den sie von ihrem Vieh hatten, wurde ihnen weggefahren und sie konnten sich darauf Roggen säen oder Kartoffeln pflanzen. Jede Familie erhielt auch gutes Land zu vier Metzen Leinaussaat. Die Mädchen bearbeiteten den Flachs vor den Haustüren abends nach Feierabend, spannen und webten im Winter abends, oder wenn für sie draußen keine Arbeit war. Sie spannen Leinwand zu Hemden und Bettzeug, Schürzen und für die Männer zu

Hosen, auch Warb webten sie aus Garn von Flachs und aus Wolle von selbstgezogenen Schafen. Aus diesem gefütterten Warb und Leinwand wurden Röcke und Hosen für die Männer und Jacken und Röcke für die Frauen angefertigt. Wenn dann die Mädchen heirateten, brachten sie einen Kasten (Truhe) voll Betten und dauerhafte Wäsche mit in die Ehe.

Nach der Ernte begannen die Männer zu dreschen, immer vier Mann auf einem Flur. Sie erhielten dafür kein Geld, sondern den vierzehnten Scheffel, so dass sie das ganze Jahr Brot und Futter für ihre Schweine hatten. Der Tagelohn an Geld war freilich gering, aber die Leute hatten ihr gutes Auskommen. Holz konnten sie aus dem Forst auf der Karre wöchentlich zweimal holen. In Krankheitsfällen hatten sie Arzt und Apotheke frei. Starb ein Glied der Familie, so bekamen die Hinterbliebenen Holz zum Sarg. Die Wirte waren damals in Gralow nicht wohlhabend und gegen andere Gemeinden, z. B. Zechow und Wepritz, in der Kultur zurück. Wie der Vater gewirtschaftet hatte, so auch der Sohn. Ein Pflug mit einer hölzernen, später erst eisernen Pflugschar, eine kleine Egge, musste genügen. Eine größere Egge hielten sich einige Wirte gemeinschaftlich. Das ausgedroschene Getreide wurde geworfelt, erst später wurde von zwei Wirten eine Putzmühle gehalten. Eine Dreschmaschine hatte selbst der Herr noch nicht. Seine Arbeiter sollten auch im Winter Beschäftigung haben. Da noch nichts repariert wurde, was erst Ende der vierziger Jahre geschah, so wurden Kühe, Schweine, Schafe und Gänse vom Mai jedes Jahres, jedes von einem besonderen Hirten, auf die Weide getrieben. Jeder Hirte machte morgens durch ein besonderes Zeichen bekannt, wenn Vieh vom Hof gelassen werden sollte. Mittags mussten die Töchter oder Mägde eine Stunde weit melken gehen. Infolgedessen hatten die Frauen keine Milch von ihren Kühen und die Männer keinen Dung für ihr Land und davon wieder war Armut die Folge. Diese zeigte sich nicht bloß in der Bauart der Gebäude, die zum Teil noch als Blockhäuser oder aus Lehmfachwerk gebaut waren. Die Kleidung bestand aus blaugefärbten Leinwandhosen und Kitteln aus braunen Warbröcken, mit denen sie wohl auch in die Kirche gingen. Aber man fing auch schon an, den blautuchenen Hochzeitsrock sonntags anzuziehen, dementsprechend war auch die Kleidung der Frauen, die als solche ein dickes schwarzes seidenes Tuch über eine weiße Kappe banden, mit langen Zipfeln. Ein solches Tuch kostete gegen 5 Taler. Die gewöhnliche Fußbekleidung bestand in Holzschuhen oder Holzpantoffeln. Mit dieser Armut verband sich nicht bloß Einfachheit, sondern auch besonders bei den Männern, die nicht Soldat gewesen waren, große Rohheit der Sitten. Branntwein war das Lieblingsgetränk. Man kaufte in der Brennerei ein Quart Spiritus, goss, so viel man wollte, Wasser dazu, und der edle Trank war fertig. Trinken und Kartenspielen waren die größten Vergnügungen. Zeitungen gab es noch sehr wenig – die Spenersche, die Vossische und der Beobachter an der Spree – und diese waren sehr teuer. Ich konnte deshalb damals auch keine lesen. Es wäre auch nicht möglich gewesen, täglich eine Zeitung zu bekommen, denn die

nächste Post war in Landsberg. Von dort kam wöchentlich ein alter Briefträger namens **Schröter** nach Gralow. Am Kreuzweg in der Nähe des Kruges stellte er sich auf und blies ein Signal auf seinem Posthorn. Wer nun einen Brief erwartete, holte ihn sich vom Briefträger ab, der diesem dann auch zugleich die anderen Briefe zur Bestellung mitgab. Aber bald nach meinem Abzuge wurde auch das dem alten Briefträger zu viel. Er erleichterte sich sein Amt dadurch, dass er in die Absteigequartiere ging, wo die Gralower an Wochenmarkttagen – Dienstag, Donnerstag und Sonnabend – einkehrten, und ihnen die Post zur Bestellung mitgab. Diese Absteigequartiere waren die Weißbierbrauerei von **Pauksch**, Destillateur **Quilitz**, Gastwirt (Name nicht lesbar) und Bäcker **Mögelin**. Herr Honig schickte fast täglich eine Botenfrau nach Landsberg, welche die Postsachen holte und auch die für den Pastor mitbrachte. Für einfache Briefe von Gralow bis Hirschberg betrug die Gebühr vier Silbergroschen. Nachdem der am 4. Mai 1854 begonnene Bau der Eisenbahn von Landsberg nach Kreuz fertig war, wurde in Zantoch eine Postexpedition angelegt und zwei Briefträger angestellt, einer für die Dörfer auf der Höhe, der andere für das Bruch. Jetzt ist sogar in Gralow eine Postagentur eingerichtet, die der erste Lehrer **Penschke** verwaltet.



Der Dorfplan von Gralow zeigt die vom Autor beschriebene Gliederung des Dorfes.

Ankommen im Dorf

Jetzt erst komme ich wieder auf den Tag meines Einzuges in Gralow, dem 1. Oktober 1843, zurück. Gegen Abend machte ich dem Pastor Luge meine Aufwartung. Ich habe in meinem langen Leben viel Menschen, auch viel gute Menschen kennengelernt, aber einen solch edlen nicht wieder. Er war ein Christ im wahrsten Sinne des Wortes, trug sein Christentum nicht auf den Lippen, sondern im Herzen, tat viel Gutes, doch so, dass die linke Hand nicht wusste, was die rechte tat, dabei ein wahrer Freund der Lehrer, gegen Fehler nachsichtig, oft zu nachsichtig. Nur

gegen Unsittlichkeiten war er strenge. Er war in Gralow im Jahre 1818 geboren, wo sein Vater Superintendent war und folgte seinem Vater Ostern 1843 im Pfarramt. Seine Mutter, eine würdige Matrone, litt wie ihre Schwester, die **Amtsärztin Bayer** in Stolzenberg, an den Beinen, am Salzfluss. Letztere starb daran. Aber bei der Frau heilte es trotz aller Arzneimittel nicht zu. Der Krankheitsstoff legte sich auf die Augen und sie erblindete. Das war ein großes Unglück für sie, aber die Pflege ihrer Kinder, und besonders die kindliche Liebe ihres Sohnes Karl, machten ihr das Übel weniger fühlbar. Dieses Verhältnis zwischen Mutter und Sohn war wahrhaft erbaulich und wirkte gewiss segensreich auf seine Gemeinde. Seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen wurde er aber auch im ganzen Kreise geachtet. Mir, der ich mit ihm 26 Jahre im amtlichen Verkehr gestanden habe, war er ein Freund, der mich in seinem letzten Briefe vom Jahre 1903 noch immer seinen lieben Kollegen nannte. Er hatte noch drei Brüder und zwei Schwestern. Der älteste Bruder war Steuereinsamler in Breslau und mit einer sehr reichen, aber nicht schönen Frau verheiratet, die sich beständig für krank hielt. Als in den Sechziger Jahren die Cholera in Breslau wütete, wohnte sie zwar in einer gesunden Gegend und ging aus Furcht vor Ansteckung nicht aus, starb aber dennoch an dieser Krankheit. Der zweite Bruder war Geometer. Ich habe ihn nur einmal in Gralow gesehen. Er starb unverheiratet. Der andere Bruder hatte Jura studiert und war zurzeit, als ich nach Gralow kam, Referendar zu Frankfurt an der Oder. Er wurde später Kreisrichter in Friedeberg. Nach seiner Verheiratung wurde er krank, zog mit seiner Frau nach Gralow ins Pfarrhaus, wo erst er, später sie und zuletzt die blinde Mutter starben. Der Kreisrichter hatte eine Tochter Elisabeth, die nun vom Pastor und seiner älteren Schwester Ludowike erzogen wurde. Das alles habe ich mit meinem guten alten Pastor erlebt. Die junge Frau verlor ihren Mann in Breslau und kehrte zurück. Sie heiratete einen verwitweten Arzt. Auch diese Ehe blieb nicht lange. Bei meinem Abzug aus Gralow im Jahre 1871 schenkte mir Luge einen Rohrstock mit silbernem Knopf, auf dem der Name Luge stand. Seine älteste Schwester war sehr nervenleidend. Ein Ingenieur hatte sie sitzen lassen. Sie führte ihrem Bruder die Wirtschaft. Mit dem Tode meines guten Pastors Luge stirbt der männliche Zweig der aus Breslau stammenden Familie Luge aus. **Albertus Luge** aus Breslau hatte im Jahre 1257 Landsberg an der Warthe gegründet. Bevor ich mit der Beschreibung meines Lebenslaufes fortfahre, will ich erst noch eines Mannes gedenken, der an demselben Tage Gralow verließ, als ich dort einzog. **Eduard Gericke**, der Sohn eines lahmen Schneiders, der nebenbei einen kleinen Viktualienhandel trieb. Er war soldatisch sehr tüchtig, es fehlte ihm aber sehr an Schulbildung. Nach dem Kriege wurde er Oberst der Berliner Schutzmannschaft. Er starb unvermählt 1880. Am 2. Oktober 1843 stellte ich mich dem gestrengen Herrn Schulinspektor **Schröter** in Kladow vor. Kladow liegt eine starke Meile von Gralow nordöstlich, ist ein großes zum Amte Himmelstätt gehöriges Dorf. Mit seinem ersten Lehrer **Pietsch** stand er bereits in Klage. Beide waren sehr sparsam und reich, letzterer besaß

zwei Bauerngüter. Die Lehrer dreier Parochien mussten jährlich zweimal zur Konferenz nach Kladow. Der Kantor Pietsch war einer der ersten Zöglinge des 1817 gestifteten Lehrerseminars zu Neuzelle (ein aufgehobenes Kloster im Kreise Guben). Ein solcher seminaristisch gebildeter Volksschullehrer war damals eine Seltenheit. Seine erste Anstellung fand er in Bergkolonie, wo mein Schwiegervater sein Nachfolger wurde. Er verheiratete sich in Bergkolonie und wurde nach Kladow versetzt. Er hatte auch dem kleinen **Karl Luge** den ersten Elementarunterricht erteilt. Über seine Verlobung muss ich folgende Anekdote erzählen: Bergkolonie liegt eine halbe Stunde von Gralow westlich. Vor alten Zeiten hatten sich Gewässer der Hochebene von Norden nach Süden zur Warthe einen Abfluss gesucht. Danach war nach und nach ein tiefes, unten schmales, oben breites Tal entstanden. Das Land war früher einmal von Gralow abgezweigt und an Kolonisten vergeben worden, die sich auf ihren 5 bis 10 Morgen entweder an den Abhängen oder oben angebaut hatten. Das Schulhaus mit seinen zwei Morgen gar nicht schlechten Ackers stand oben auf der westlichen Seite, so dass man leicht Personen erkennen konnte, die auf der östlichen Seite von Gralow herunterkamen. Das Schulhaus war aus Lehmfachwerk gebaut und mit Stroh gedeckt, Kuhstall und kleiner Scheunenflur, alles unter einem Dach. Die Schulstube, die zugleich Wohnstube war, hatte drei Fenster. Wasser musste die später sehr zahlreiche Lehrerfamilie aus einer Quelle, die in einer Schlucht lag, holen, was im Winter beschwerlich und gefährlich war. Im Sommer und bei trockener Zeit musste man schon bei Tagesanbruch mit Eimern und Schöpfgefäßen zur Quelle hinunterklettern, um den Tagesbedarf aus der Quelle zu bekommen. In diesem alten Schulhaus, das Anfang der Sechziger Jahre abbrannte, feierte Lehrer Pietsch seine Verlobung. Seine Braut hatte zum Kaffee etwas Kuchen und zum Abendbrot eine gebratene Kälberkeule, die damals 8 bis 10 Groschen kostete, mitgebracht. Der Pastor kommt, hieß es. Den Kälberbraten hatte ein Glied der Gesellschaft vorsichtshalber in der Nebenstube unter das Bett geschoben. Der Pastor brachte immer einen Hund mit. Als er Kaffee getrunken hatte, wollte er aufbrechen und rief seinen Hund. Der kam langsam aus der Nebenstube heraus. Der hatte den Braten gerochen, sich heimlich in das andere Zimmer geschlichen, sich den Verlobungsbraten bis auf einen kleinen Rest Gutschmecken lassen, ohne den Verlobten Glück zu wünschen.

In Gralow arbeitete ich zunächst mit **Penschke**, dem Sohn eines Schuhmachers zusammen. Penschke war gastfreundlich, gefällig und verträglich. Er war mir bei meiner ersten Einrichtung sehr behilflich. Er nahm mich auch in Mittagskost. Das Kalbfleisch kostete damals nur 9 bis 15 Pfg. Leider trank er viel und spielte Karten. Meinen Frühstückskaffee erhielt ich bald von dem wohlhabenden Pachtmüller **Kleinschmidt**, dessen Sohn ich Privatstunden gab. Einen Tisch ließ mir der Pastor und einen alten Stuhl gab mir der Hofverwalter. Mit den Inspektoren des Gutes war ich oft zusammen.

Zur Parochie Gralow gehörte außer Gralow das große wohlhabende Dorf Zantoch, das außer der nach Driesen

führenden Landstraße seit 1857 auch von der von Landsberg nach Kreuz führenden Eisenbahn durchzogen wird. Die Einwohner nährten sich größtenteils von Wiesenbau und Holzflößerei. Die Eisenbahn trug viel zur Erhöhung des Wohlstandes bei. Um nach Pollychen zu gelangen, musste der Pastor zweimal über die Warthe, was besonders bei Hochwasser für ihn und die Konfirmanden gefährlich war. Das Dorf wurde später abgelöst und zur neugegründeten Parochie Alexanderdorf gelegt. Einmal war ich mit meiner Frau nach Pollychen zum Lehrer **Ra-dach** geladen. Wir mussten aber nach vollzogener Taufe sofort aufbrechen, weil das Eis auf der Warthe abzugehen drohte. Das von Gralow 1/2 Stunde nordwestlich gelegene, damals noch einem Grafen **Schulenburg** gehörende Kirchdorf Jahnsfelde, sowie Untermühle, die aus vier Wirtschaften bestehende Kolonie Krieningswerder mit dem Luhsenhouse, alles 1 1/2 Stunde von Gralow entfernt, gehörten zur Gralower Küsterei. Der erste Lehrer in Zantoch hieß **Müller**. Er lebte mit seiner munteren Frau in friedlichster Ehe, hatte drei Söhne und zwei Töchter.

In Schule und Kirche

Am 16. Oktober wurde ich in mein Amt eingeführt. Die beiden Schulzimmer lagen nebeneinander, durch eine Tür verbunden. Jedes Zimmer hatte drei Fenster und ein kleineres Giebelfenster. Die Fenster der 1. Klasse gingen nach der Straße, die der 2. Klasse nach dem Garten. Meine Schülerzahl betrug 120, Penschkes 100. Die Kinder saßen an Subsellien. Für den Lehrer war ein roher Tisch mit einem Schubkasten. Vor dem Tisch stand ein roher Stuhl auf einem erhöhten Tritt. An der Wand stand auf einem Gestell eine große schwarze Tafel. An der Wand hing die Golzsche Lesemaschine, die ich mir selbst angeschafft hatte. Die Bezeichnung der Laute, Beilaute, Schnurrlaute gab ich schon nach einigen Wochen auf. Es ging ganz gut ohne sie. Im Dezember nahm mich der alte **Schulze**, der kaum seinen Namen schreiben konnte, bei der Anfertigung der Steuerliste in Anspruch. Er bewirtete mich jedes Mal mit Kaffee und Honigbrot, wo hätte ich früher einmal Honig zu sehen bekommen. Ich fühlte mich in meiner Umgebung durch Penschke höchst unglücklich. Nun hatte ich mich an den alten Lehrer **Hübner** in Bergkolonie angeschlossen. Das dritte Hübnersche Stiefkind, **Henriette Wilhelmine Wolff** wurde meine Frau. Von seiner Frau hatte Vater Hübner zwei Töchter. Die älteste starb an Nervenfieber, die zweite, Luise, heiratete in den fünfziger Jahren den Floßmeister **August Bumke** aus Zantoch. Von ihr stammen drei Söhne: Otto, Schumacher in Zantoch, Wilhelm, Floßmeister daselbst und August, Lehrer in Landsberg. Alle waren verheiratet. Mein Einkommen in Gralow war nicht schlecht. Freilich war größtenteils der Betrag in Naturalien ausgegeben. Der Gesamtbetrag belief sich auf ungefähr 300 Silbergroschen. Für Begräbnisse, Trauungen und Kindtaufen waren geringe Gebühren angesetzt. Pastor Luge hatte aber sehr oft heimlich aus seiner Tasche bezahlt. Ließ ein Wirt taufen, so war wohl stets ein Festmahl damit verbunden, wobei der Kantor mit seiner Frau nicht fehlen durfte. Bei ärmeren Leuten gab es Kaffee mit Kuchen und Semmeln. War ich

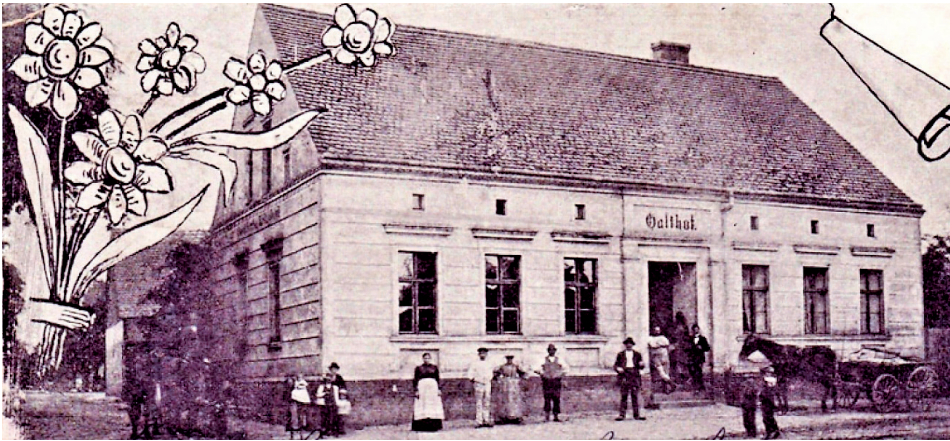


Die Dorfkirche von Gralow.

bei den Mahlzeiten zugegen, hielt ich üblicherweise eine Rede ernsten Inhalts. Pastor Luge bekam ungeschmierte Semmeln, weil er keine beschmierten aß. Acht Tage vor der Hochzeit musste ich sämtliche Gäste einladen. Dazu erhielt ich ein buntes Tuch, ein rot-grünes-blaues Band, eine Zitrone. War die Braut Jungfrau, so erhielt ich einen Myrtenzweig, andernfalls einen Rosmarinzweig. Das Band und der grüne Zweig wurden auf das Tuch geheftet. So ausgeputzt, den Stock in der rechten, das Tuch in der linken Hand, wanderte ich durchs Dorf, wo Jung und Alt dem Kantor nachschaute, und ich richtete im Namen des Brautpaares und der Eltern der Braut meine Einladung aus. Erst trug ich das Tuch offen, später unterm Rock und zog es erst im Hause der zu Ladenden hervor, was sollte meine Frau bloß mit all den Tüchern und Bändern machen? Sie verkaufte sie wieder an andere Bräute. Bei den Hochzeiten, wobei getanzt wurde, wurden vier Trompeter von der Landsberger Garnison geholt. Diese bliesen vor dem Brautzug bis zur Kirche, oft begleiteten sie auch meinen Gesang und mein Orgelspiel. Nach der Trauung wurde der Zug mit Musik zurückbegleitet. Die Gäste gingen dann erst nach Hause, um sich umzukleiden. Kamen sie dann zur Mahlzeit wieder, so wurden sie mit einem Tusch empfangen, wofür die Musiker 2 bis 4 Groschen erhielten. Man durfte sich den Musikern gegenüber nicht lumpig zeigen. Dem Pastor und dem Kantor hatte man in der Kirche einen Sechser oder Silbergroschen geopfert. Die beiden Männer sahen nicht, wer nur Sechser geopfert hatte. Bei Tisch ging für die Tischmusik ein Teller herum, desgleichen einer für die Köchin und ein dritter für zwei Personen, von denen eine die Schüssel mit Waschwasser, worin sich jeder nach dem Essen, wo beim Fisch- und Fleischessen die Finger sehr tätig waren, die Hände wa-

schen konnte. Dies geschah natürlich über der Tafel, die andere hielt daneben ein an einem Stock gebundenes Handtuch zum Abtrocknen der Hände. Die Schüssel war nur halbvoll und musste natürlich für alle Gäste ausreichen. Die Speisen und warmen Getränke wurden von der Köchin, zumeist die Hebamme, zubereitet in der rußigen Küche in der Nähe des offenen Schornsteines, in einem großen Kessel, unter dem ein kräftiges Holzfeuer brannte. Es war nicht ratsam, der Köchin beim Einteilen der Speisen zuzuschauen. Mit denselben schmutzigen Fingern, mit denen sie den Ruß aus dem Kessel fischte, den Schweiß von der Stirn gewischt, die Nase ohne Taschentuch geputzt hatte, wurde das gekochte Fleisch in die Schüssel getan. Gegen 10 Uhr vormittags gab es ein recht wohlschmeckendes Warmbier und Kuchen, später (in einigen Jahren) Kaffee, natürlich

auch Brantwein und Weißbier. Die Hauptmahlzeit begann nach vorangegangenem, von mir gesprochenem Tischgebet mit einer Reissuppe mit Rind- oder Schöpfensfleisch. Dazu bekam man einen Blechlöffel. Wer sich kein Messer oder keine Gabel mitgebracht hatte, musste zum Fleisch die Finger nehmen. Wie schon zum Trinken des Warmbiers aus den Tassen und Töpfen, die benutzt worden waren, so wurden auch beim Essen wieder die alten Teller, die allerdings sehr oft auf dem ungedeckten Tischen zerschlagen wurden, benutzt. Der Schaden war nicht groß. Der Tisch, meist aus Brettern auf eine Flachsbrake gelegt, wurde nach dem Essen wieder abgewaschen, um dann Platz zum Tanzen zu gewinnen, und hinausgeworfen. Tischtuch und Servietten waren meist überflüssig. Einstmals sah ich, wie der Kossät **Apitz** Scherben seines zerschlagenen Tellers zerkaute und genas. Vier Personen bekamen immer eine große Schüssel Suppe mit vier Stücken Fleisch. Wenn Mann und Frau an einem Tische saßen, so geschah es wohl, dass sie sich ein Kind mit einem Topf nachkommen ließen, in welchen die übriggebliebene Suppe geschüttet und zu Hause verzehrt wurde. Übrigens nahmen Eltern auch wohl ein oder zwei Kinder mit an den Tisch. Mein **Adolf**, und später auch **Klärchen (Clara-Margareta 28.03.1856-1922, d. Red.)**, haben manchmal am Tisch mitgespeist. Nach der Suppe gab es braungekochte Fische, oft Welse mit Kartoffeln und Schmorkohl, wovon natürlich auch nach Hause geschickt wurde. Dann gab es für je vier Personen einen Schweinebraten von einigen Pfunden, eine Schüssel mit dicker Milchhirse, in späteren Jahren Milchreis, stark mit Zucker und Zimt bestreut und einen Teller mit stark gezuckerten Backpflaumen. Meistens aßen die Gäste den Zucker von der Milchhirse oben ab. Dann kam die



Ein Gasthof in Gralow.

Köchin und bestreute ihn noch einmal. Für je vier Gäste wurde ein Barmbrot, so groß wie hier in Halle für eine Mark, auf dem Tisch gelegt. Diese Brotware war aus dem feinsten Roggenmehl, statt des Sauerteiges mit Bäreme (Bierhefe) angerührt, gebacken und war sehr schmackhaft. Da jeder Gast sich schon reichlich an den vorangegangenen Speisen sattgegessen hatte, wurde Braten und Barmbrot vom Kantor in je zwei oder vier Teile geteilt und ebenso die Hirse und die Backpflaumen mit nach Hause genommen. Später wurde statt des Barmbrotes ein großer Napfkuchen gegeben, das irdene Geschirr wohl auch mit der Zeit durch Steingut oder Porzellangeschirr ersetzt. Auch erschienen wohl mit der Zeit andere Löffel, auch Messer und Gabeln auf dem Tisch. Diese, und viele andere Fortschritte der Kultur, zeigten sich während der Zwanziger Jahre, wo ich als erster Lehrer in Gralow war, selbstverständlich. Verständlicherweise gingen auch Schnapsfläschchen (keine Gläser) und Biertöpfchen bei der Mahlzeit von Hand zu Hand. In späteren Jahren gab es wohl ein süßes Getränk, das man Muskat-Lünel nannte, wo vielleicht in einer Flasche einige Tropfen Wein enthalten waren. Auch gab es noch Glühwein, dieser war aber kein Rotwein, sondern Blaubeersaft. Beide Getränke wurden vom Destillateur Quilitz hergestellt. Ich wundere mich heute, wie ich damals die vielen Speisen und Getränke verdauen konnte, aber die Landarbeit musste dazu beitragen. Heute würde ich mir den Tod davon holen. Nachdem die gebräuchlichen Geldopfer gebracht waren, schloss ich die Mahlzeit mit einem kurzen Tischgebet und dem Gesange: „Lob, Ehr und Preis sei Gott.“ Hierauf hielt ich eine Rede, die nicht nur die Gäste, sondern auch alle anderen im Hause befindlichen Personen mit Aufmerksamkeit mithörten. Ein Hoch und Tusch auf das Brautpaar, ein anderes auf die Gastgeber, in deren Namen ich den Gästen für ihr Erscheinen danken musste, beendete die Tischfeierlichkeit. Jetzt wurden die Tafeln und Bänke, alles aus ungehobelten Brettern (Oh weh, die Hosen) bestehend, hinausgeschafft. Alles wurde auf die Diele – wenn es eine gab – oder auf den Lehmflur geworfen. Knochen und Fischgräten ausgefegt, die Mädchen kleideten sich zum Tanze, die Musik begann, wobei der wilde Zweitritt nicht fehlte. Die älteren Männer setzten sich fest zum Kartenspiel (Schafskopf, Solo oder Dreiblatt), ande-

re, und die nicht tanzenden Frauen, sammelten sich um mich und meine Frau, und nun hieß es „Hochwürdiger Kantor, erzählen Sie uns eine Geschichte!“ In den ersten Jahren erzählte ich gelesene Geschichten, da es aber oft Ausrichtungen gab, wurde mein Geschichtenvorrat bald alle und da ich die alten nicht immer wiederholen wollte, so musste ich neue Geschichten erfinden. Ich wundere mich heute noch darüber, woher ich all den Stoff zu den Geschichten damals hergenommen habe. Sie waren alle auf das

Gemüt berechnet und belehrend. Nachts gegen 11 Uhr gab es nochmals Kaffee und Kuchen. Ich aber ging gewöhnlich schon früher nach Hause. Getanzt wurde bis zum Morgen. Eine richtige Gewohnheit war es, dass sich abends vor dem Hochzeitshause so viele Zuschauer einfanden, die nicht bloß den Tanzenden zusahen, sondern auch von dem herausgereichten Kuchen und Getränken reichlichen Gebrauch machten. Am zweiten Tag morgens gegen 9 Uhr gingen die Musikanten, denen sich junge Burschen anschlossen, sämtliche Gäste wecken, brachten ein Ständchen und erhielten dafür wieder ein Geldstück. Die Gäste begaben sich dann wieder ins Hochzeitshaus, um zu frühstücken, worauf die Mahlzeit ähnlich wie gestern folgte, nur dass nicht geteilt wurde. Getanzt wurde wieder bis spät in die Nacht, worauf die Musikkapelle, die gut verdient hatte, nach Hause fuhr. Am dritten Tag kamen die Männer und Burschen noch einmal ins Hochzeitshaus und hielten Rechnung. Der Brautvater legte die Rechnung vor für Bier, Wein, Schnaps, Licht und Karten. Dies bezahlten sämtliche Gäste nach Anzahl. Was davon nicht verzehrt war, wurde heute noch verzehrt oder mit nach Hause genommen. Gestern schon war jedem nach Hause Gehenden Kuchen mitgegeben worden. Wir haben oft ein paar Tage Kuchen gehabt. Die Musik wurde von den jungen Burschen bezahlt, man sieht hieraus, solche Hochzeit wurde auch den Gästen nicht billig, doch gab man kein Hochzeitsgeschenk. Bei der Trauung einer Jungfrau wurde geläutet und die Orgel spielt. Einmal hatte eine Braut die Kanzel belogen. Der spielte ich als Brautlied „So winden wir den Jungfernkranz...“, aber parodiert.

Unangenehme Pflichten

Die schwersten kirchlichen Geschäfte waren die Begräbnisse. War jemand gestorben, musste ich in der Mittagsstunde drei Pult läuten. Das Läuten ist mir hier, und ganz besonders in Hohenjesar, immer recht sauer geworden. Die Leichenbegräbnisse, zu denen ich die Träger und Leichenbegleitung einen oder zwei Tage vorher eingeladen hatte, fanden gegen 1 oder 2 Uhr statt. Luge und ich fanden uns pünktlich vor dem Trauerhause, wo die Leidtragenden, die schon Kaffee getrunken hatten, und einige Schulkinder, uns erwarteten. Vor der Tür wurden drei Lie-

der gesungen, die ich den Verhältnissen entsprechend ausgewählt und dem Pastor nannte, der die Wahl jederzeit guthieß. Zwischen jedem Lied verlas der Pastor einen biblischen Abschnitt. So oft in diesen und den Liedern der Name Jesus vorkam, nahmen wir Männer den Hut ab, der Pastor das Barett und vorbeugten uns. Die Frauen machten einen Knicks. Bei dem Namen Gottes geschah dies nicht – seltsam! Auf dem Wege zum Friedhof wurde auch gesungen. Luge und das Leichengefolge sangen tapfer mit. Am Grabe hielt der Pastor die Leichenrede, was an kalten Wintertagen oder bei Regenwetter nicht besonders schön war. Während der Einsenkung und vollständigen Schließung des Grabes wurde „Nun lasst uns den Leib begraben...“ gesungen und nachdem der Hügel fertig war, wurden die Spatenkreuze draufgelegt. Dann wurde die Bahre darüber gestellt, ein Schlussgebet mit vor dem Munde gehaltenen Hute still gebetet und nach Absingung der letzten beiden Strophen des vorhergehenden Liedes gingen wir nach Hause. Wenn ich nachher mit meiner Frau ins Trauerhaus kam, wurde uns zuerst Kaffee und Kuchen vorgesetzt. Dann ging es an die Mahlzeit, die ähnlich verlief wie bei einer Hochzeit, nur dass nicht getanzt wurde. Bei einer Beerdigung hatten Luge und ich die Mahlzeit zu fördern oder ich zwei Groschen und der Pastor vier Groschen zu zahlen, weil er einen größeren Magen hatte. Nach der Mahlzeit hielt ich stets eine Rede, die mit dem Gesang „Wenn ich einmal soll scheiden“ endete. Die Leichen von der Untermühle und Kriningswerder wurden nach Gralow gefahren, und dort vom Dorfplatze aus fand die Bestattung statt. Bemerken will ich hier, dass das Läuten zu Begräbnissen vom Trauerhause aus besorgt wurde. Bei Leichen in Bergkolonie, die selbst einen Kirchhof hatten, wurde nicht geläutet. Die dortigen Begräbnisse waren für mich sehr anstrengend. Der Pastor und ich gingen stets zu Fuß hinunter. Der Ort war reichlich eine halbe Stunde lang, und der Weg ging bergauf bergab. Um rasch zum Friedhof zu kommen, liefen die Träger Schnellschritt. Und dabei musste ich singen, oft dem Wind entgegen. Die ganze Handlung fand in der gleichen Weise wie in Gralow statt. Penschke hatte sich wohl bei solchen Begräbnissen die Halsschwindsucht zugezogen, und ich war jedes Mal heiser. Zu meinen Amtsgeschäften gehörte das Aufziehen und Stellen der Turmuhr. Das gab manchmal Verdrießlichkeiten. Die Witterung hatte viel Einfluss auf die Uhr, richtig gehen sollte sie, weil die herrschaftlichen Arbeiter sich nach ihr richteten. Da musste ich dann manchmal erst nach der herrschaftlichen Hausuhr sehen, um die Turmuhr danach zu stellen. Alle Jahre um Michaelis musste ich das Opfergeld für mich und den Pastor einziehen, das war die einzige Geldabgabe an uns für das Abhalten der Gottesdienste. Wie viel ein jeder zu

geben hatte, weiß ich heute nicht mehr. Ich bekam den dritten Teil davon. Das Domänium und die Bauern gaben Roggen. Das Opfergeld wurde von jedem Hausstande, auch in den drei Nebengemeinden, von mir eingezogen. Die kleinen Leute pflegten ihr Ausgabegeld entweder im Schubkasten des Tisches, oder in einer Tasse auf dem Topfbrette, aufzubewahren. Einst kam ich zu einer Eigentümerfrau und bat um das Opfergeld. Ich erwartete, sie würde zum Schubkasten oder dem Topfbrette gehen. Stattdessen setzte sie sich mir gegenüber und zog einen Strumpf aus. Was will das werden, will sie sich die Flöhe aus dem Strumpf suchen, die kann sie behalten, so dachte ich. Sie schüttete Geld aus dem Strumpf auf den Tisch und gab mir davon, was ich zu fordern hatte. Im Strumpfe war ihr das Geld gewiss sicher, vorausgesetzt, dass er kein Loch hatte. Zu Ostern mussten Bauern und Kossäten Eier geben, die ich von Kindern einholen ließ. Das Schulgeld wurde von einem Schulvorsteher, dem ich die Liste lieferte, eingezogen und uns zwei Lehrern ausgezahlt.

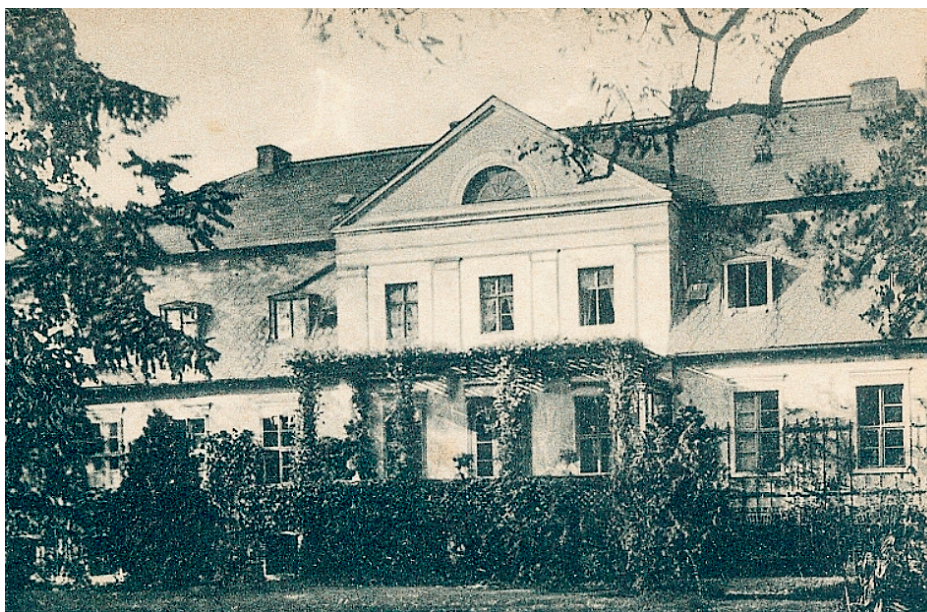
**Gustav Ernst Heinrich Sommer, geboren 1822 in Hirschberg, gestorben 1916*

eingesandt von Harry Rusch, Am Kaemenas Hof 59, 28325 Bremen

Bemerkungen

Einige Ungereimtheiten bei Vornamen und Datumsangaben erklären sich wohl aus Abschreibfehlern vom Original oder verklärten Erinnerungen des Verfassers, da die Chronik erst nach 1903 abgeschrieben wurde. Möglich ist bezüglich der Vornamen aber auch ein anderer Kenntnisstand des Autors. So lautet z. B. der Name seiner Frau im Kirchenbuch Emilie Wilhelmine, in der Chronik aber Henriette Wilhelmine. So hatte sie vielleicht drei Vornamen oder es liegt ein falscher Eintrag vor.

Die Abschrift stammt eventuell von der Enkeltochter des Müllers Fobianke aus Gralow.



Das Gutshaus von Kriegsrat Honig.

Die Blockwerk-Bauweise

Holzbautechniken im Kreis Landsberg

Matthias Lehmann*

In meinem Beitrag über den Kirchenbau (HB 59, S. 20 f.) habe ich in Zuneigung die verbliebenen sieben Feldsteinkirchen aus alter Zeit aufgezählt. Mit der Angabe „Blockwerk“ zu den abgerissenen Kirchen im Pollychener Holländer (1882) und in Lipkeschbruch (1906) wusste ich nichts anzufangen. Deshalb schickte mir Richard Poepke die Seiten aus seiner Chronik über Lipke von 2003. Darin war eine Überraschung: die Abbildung der vormaligen Kirche in Lipkeschbruch. Er erklärte ihre Bauweise als Schrotholz-Kirche.

Das Stichwort „Blockbau“ bei Wikipedia half der Neugier weiter. Blockbau oder Blockwerk ist eine Holzbautechnik. Als Oberbegriff bezeichnet sie den Bau aus liegenden Baumstämmen. Diese können unterschiedlich verbaut werden: als unbearbeitete Rundhölzer oder nur mit der Axt behauen – als Schrotholz bezeichnet. Oder die Baumstämme werden mit der Säge zu Vierkantbalken geschnitten. Dies bietet sich für Wohnhäuser an, weil die Fugen geschlossen sind. Die Blockbauweise reicht weit in die Vorzeit zurück. Sie muss im Kreis Landsberg bevorzugt im östlichen Teil weit verbreitet gewesen sein. Brände und die vergleichsweise geringe Haltbarkeit von Holz haben jedoch nur eine geringe Anzahl von Zeugen belassen. „Die Kunstdenkmäler Kreis Landsberg“ von 1937 – und damit vor 80 Jahren – erwähnen Blockhäuser in Alexandersdorf, Borkow, Christophswalde (Bild 1),



Bild 2: Schrotholzkirche in Lipkeschbruch.



Bild 1: Blockhaus in Christophswalde.



Bild 3: Eck-Verzahnung bei Rundhölzern. (Bild: Wikipedia)

Johanneswunsch, Lipke, Lipkeschbruch, Pollychener Holländer und Pyrehne. Zum Teil waren sie (1937) zum Schutz gegen die Witterung verputzt. Lipkeschbruch wurde 1735/37 von dem Kammerherrn von Brand, dem Besitzer des Rittergutes Lipke, von dort aus nordwärts vor der Netze als Kolonie gegründet. Die wenigen Einwohner erhielten bereits 1746 die schlichte Kirche in der Schrotholz-Bauweise. Bild 2 aus dem Kunstdenkmäler-Buch von 1937 zeigt das niedrige Fundament aus Feldsteinen. Darauf liegen die vier Blockwände einfach auf. Sie sind aus Baumstämmen geschichtet, die an den Ecken durch Einkerbungen verzahnt werden (Bild 3). Die Holzart wird leider nicht genannt. Eiche wäre haltbar, bringt

aber selten die geraden Stämme. Fichten wachsen nicht im Bruch und Pappelholz ist sehr weich. Die Bauweise aus Baumstämmen war sicher billiger als die zeitgleich vorherrschende Fachwerk-Bauweise für Häuser und Kirchen. Das Ergebnis in Lipkeschbruch war ein schmuckloses und turmloses Bethaus mit verbretterten Giebelfronten. Die schlichte Ausführung erlaubte dem Storchennpaar sein großes Nest. Die Bewohner dürften ihre Kirche selbst gebaut haben. Sie tat 160 Jahre lang ihren Dienst. Jedoch erreichte die „Kirchen-Neubau-Wut“ um 1900 auch diesen entlegenen Winkel. Am 1. Advent 1907 wurde die neue Kirche am alten Platz nahe der Netze eingeweiht (Bild 4). Richard Poepke besuchte 1993 den Ort (HB 8, S. 27)



Bild 4: Die Kirche in Lipkeschbruch seit 1907.



Bild 5: Die Kirche im Pollychener Holländer.

und Hermann Müller, ortsgebürtig, erstellte 1998 den Plan des Dorfes (HB 16, S. 49, auch HB 25, S. 75). Mit weiteren Beiträgen sorgte er dafür, dass Lipkeschbruch im HB beachtet blieb: HB 25, S. 22; HB 26, S. 32; HB 39, S. 24. Gegenüber in Neugurkowschbruch im Kreis Friedeberg gab es ebenfalls eine Schrotholzkirche. Ganz anders erging es dem Pollychener Holländer: ich konnte im HB keinen Beitrag finden. Das Dorf wurde 1712 von Einwohnern von Pollychen gegründet. Die Errichtung des Bethauses erfolgte erst 1758/59 in Blockwerk-Bauweise. 1882 wurde es für den Neubau abgerissen. Bild 5 zeigt ihn um 1925, als der Ort 242 Einwohner hatte. Die bereits hochgewachsenen Lindenbäume umstehen heute die Kirche verbergend. Vor dem Bau des Deiches, südlich der Netze entlang, war der Ort, wie die anderen im westlichen Netzebruch, von den Hochwassern geplagt. 1888 bei dem „Großen Wasser“ standen nur neun von den 37 Häusern nicht im Wasser!

Seitensprung zur Ständerbauweise

Ein kleiner Seitensprung sei angefügt. Neben der Blockbauweise gibt es die Ständerbauweise, ebenfalls mit Baumstämmen. Diese stehen aufrecht auf einem gemauerten Sockel und sind mit waagrechten Balken verbunden. Sie bilden den tragenden Rahmen eines Hauses für die Zwischendecke und das Dach. Wenn er auf einer Seite nicht mit Mauerwerk ausgefüllt wird, entsteht im Erdge-



Bild 6: Vorlaubenhaus in Gennin (1886).

schoß eine Laube durch das überstehende Obergeschoß. Im Kreis Landsberg sind nur wenige Beispiele bekannt. Der Maler Ernst Henseler zeichnete 1886 ein Vorlaubenhaus in Gennin, das anderweit nicht erwähnt wird (Bild 6). Im Gegensatz dazu ist das Laubenhaus in Blumberg im Kunstdenkmäler-Buch von 1937 auch abgebildet (Bild 7). Ein unbekanntes Laubenhaus in Dölzig bei Briesenhorst ist im HB Heft 3, S. 17 abgebildet, 1991 vorhanden. So führte die Beschäftigung mit dem Kirchenbau im Kreis zu einem unvollständigen Ausflug in die Holzbau-Systeme, es fehlen beispielsweise die Bockwindmühlen, die beinahe jedes Dorf besaß. Die Holzbauten dürften bis in die Gegenwart hinein sehr selten geworden sein.

Zwei Bitten an die Leser:

Wir suchen eine Abbildung der 1945 zerstörten Kirche in Gerlachstal am Warthe-Damm, und ein Exemplar der Chronik von Lipke von Richard Poepke, 2003 veröffentlicht.

*Matthias Lehmann, Waldstr. 63, 54329 Konz, Telefon: 06501/134 64, E-Mail: matthiasw.lehmann@web.de



Bild 7: Vorlaubenhaus in Blumberg.

„Abend bei Vietz“

Noten und Text von Landsleuten aus der Heimat

Horst Wichmann*

Unser Leser Horst Wichmann, geboren am 4. April 1925 in Vietz/Ostbahn, wohnhaft dort in der Schützenstraße 38, schrieb der Redaktion des Heimatblatt im Januar:

„Infolge des Kriegsausganges wohne ich im Nordwesten Deutschlands, in der Nähe von Oldenburg (Oldb.). Die neue Ausgabe unseres Heimatblattes erfreut mich sehr. Ich habe wieder Mut, Ihnen deshalb meine Vertonung in einem Satz für Klavier des eindrucksvollen Gedichtes unseres Landsmannes Curt Schroeder zuzusenden. Vielleicht besteht ja die Möglichkeit der Veröffentlichung in unserem Heimatblatt. Das Schriftbild mit den Noten ist selbst angefertigt und nicht ideal, ein Musiker würde sich auskennen... Sofern ich es bei meinem Alter noch erlebe, freue ich mich auf jede neue Ausgabe unseres Blattes.“

Sehr geehrter Herr Wichmann, ganz herzlichen Dank für Ihre lieben Zeilen und die Noten zum Gedicht von Curt Schroeder. Vielleicht gibt es ja Leser, die das romantische Lied spielen und/oder singen können. Darüber würden wir uns freuen, und deswegen drucken wir den Text und die Noten hier gern für alle ab.

Die Redaktion

Wer war Curt Schroeder?

Curt Schroeder war Lehrer und Heimatdichter. Er wurde am 16.09.1889 in Neu Kramzig (1937 umbenannt in Kleisdorf) geboren. Aufgewachsen ist er in Berlinchen. Von 1912 bis 1920 war er Dorfschullehrer in Althütte im Kreis Arnswalde. Von 1920 bis 1923 war er Lehrer an der Mittelschule der Stadt Woldenberg. Von 1923 bis 1930 war er Rektor der Mittelschule Vietz/Ostbahn. Ab 1932 war er Schulrat in Bartenstein/Ostprien. Danach finden sich keine Angaben mehr, nur, dass er am 29.06.1974 gestorben ist.

Quellen: www.literaturport.de und Max Jacob: Beitrag zu einer Chronik des Ortes Vietz; Dritte Herstellung; abgeschlossen 1972.

**Horst Wichmann war in seinem Berufsleben Konrektor einer Hauptschule und unterrichtete unter anderem Musik. Bis heute komponiert und musiziert er.*

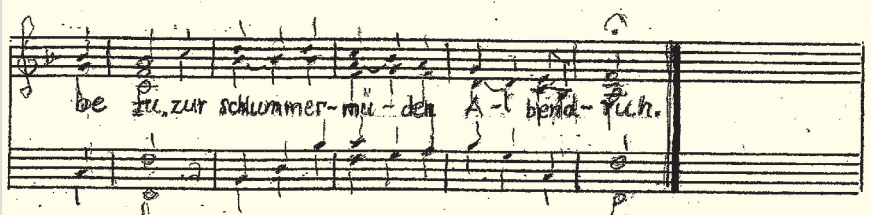
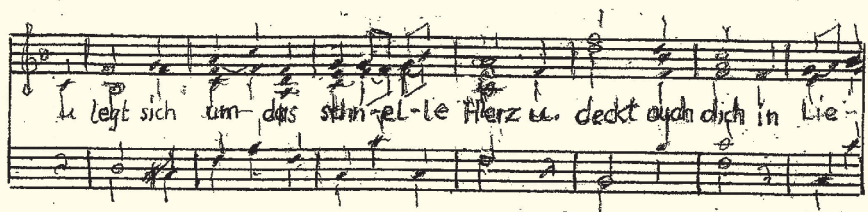
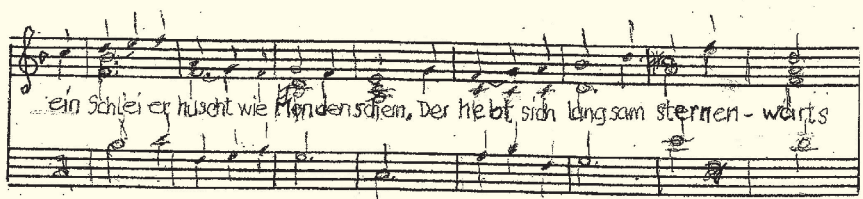
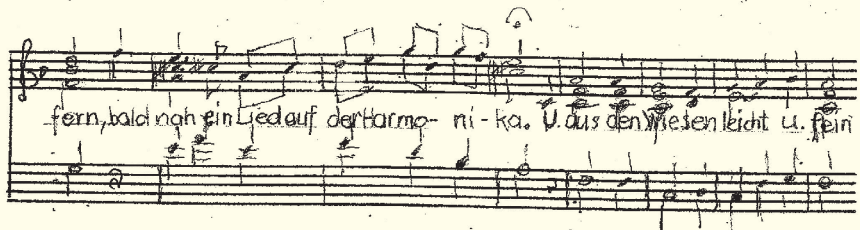
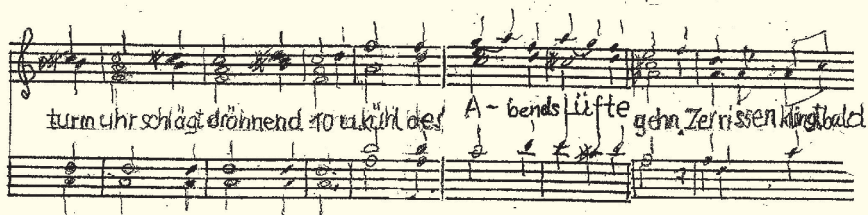
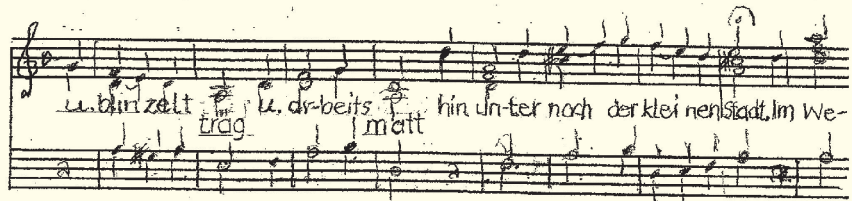
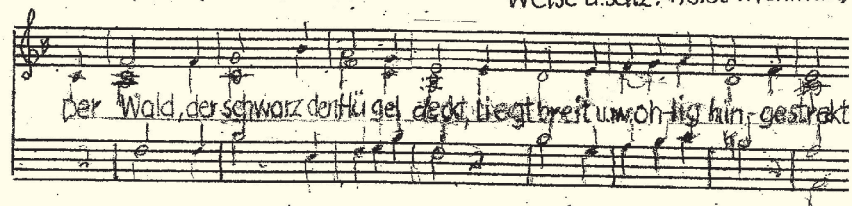
Abend bei Vietz

Der Wald, der schwarz die Hügel deckt,
liegt breit und wohlig hingestreckt
und blinzelt trög und arbeitsmatt
hinunter nach der kleinen Stadt.
Im Westen blinkt das letzte Hell,
von Scharnhorst her klingt dumpf Gebell.
Die Kirchturmuh'r schlägt dröhnend zehn,
und kühl des Abends Lüfte gehn.
Zerrissen klagt, bald fern, bald nah,
ein Lied aus der Harmonika.
Und aus den Wiesen, leicht und fein,
ein Schleier huscht wie Mondenschein.
Der hebt sich langsam sternenwärts
und legt sich um das schnelle Herz.
Er deckt auch dich in Liebe zu
zur schlummernden Abendruh'.

Text: Curt Schroeder

Abend bei Vietz

Worte: Curt Schroeder + 19
Weise u. Satz: Horst Wichmann



Wer war Kurt Krahn?

Ein deutscher Marine-Soldat in den Niederlanden

Im Heimatblatt 58, Seite 54 wurde von Peter Bosland ein Leserbrief veröffentlicht. Er suchte Angaben zu Kurt Erich Paul Krahn aus Landsberg (Warthe). Kurt war während des Krieges einige Zeit in Rotterdam stationiert und während dieser Zeit mit der Mutter von Peter Bosland befreundet. Da seine Mutter stets sehr liebevoll von Kurt gesprochen hatte, wollte Peter Bosland gern mehr über Kurt erfahren und bat die Leser des Heimatblattes um Hilfe.



Maria Hendrika Bosland geb. van Putte und Kurt Krahn in Rotterdam. Sie waren zum Zeitpunkt der Aufnahme (etwa 1944) ca. 18 Jahre bzw. 25 Jahre alt. (Bild: privat)

Ich dachte, ich sollte Ihnen schreiben, um Sie über die Fortschritte bei meinen Recherchen zu **Kurt Erich Paul Krahn** auf dem Laufenden zu halten. Nach monatelangen Nachforschungen und einigen hilfreichen Antworten von einigen sehr netten Leuten, habe ich es geschafft, Kurt aufzuspüren. Eine E-Mail von Klaus Drodts aus Groß-Gerau, einem Leser Ihres Heimatblatts, leitete mich an die Stiftung U-Boot-Ehrenmal <https://www.ubootehrenmal.de/web3/index.php> in Möltenort. Nachforschungen von Herrn Heinz Potrafki von der Stiftung U-Boot-Ehrenmal haben mich wiederum an den Deutschen Marinebund <https://deutscher-marinebund.de/> in Laboe verwiesen. Durch Dr. Jann Markus Witt vom Deutschen Marinebund konnte ich die Details von Kurts Schicksal aufdecken.

Ergebnisse zu Kurt Krahn:

Wie es sich herausstellte, war Kurt kein U-Bootfahrer, sondern Teil der regulären deutschen Kriegsmarine. Kurt wurde nur fünf Monate vor Kriegsende während der erbitterten Kämpfe getötet, als sich die Deutschen über Italien zurückzogen. Kurt wurde im Alter von 26 Jahren und genau einem Monat getötet. Seine persönlichen Daten lauten:

Nachname: Krahn

Vorname: Kurt

Rang: Oberbootsmannsmaat

Geburtsdatum: 07.12.1918

Todes-/Vermisstendatum: 07.01.1945

Grabstätte:

Kurt Krahn ruht an der Kriegsgräberstätte in Costermano, Gardasee, Italien. Seine Grabstelle ist: Block 6, Grab 499, siehe folgenden Link:

https://www.volksbund.de/graebersuche/detailansicht.html?tx_igverlustsuche_pi2%5Bgid%5D=2f6779290a36f-43381fe169882bd818d&cHash=d5958e38144a266e71f-00d378a9953a8

Um ein Gefühl dafür zu bekommen, wie der deutsche Soldatenfriedhof in Costermano, Gardasee, Italien, aussieht, sehen Sie sich die Bilder unter folgendem Link an:

<https://www.youtube.com/watch?v=-aQOkyScbZ4>

Costermano ist atemberaubend, ich kann mir keinen schöneren Begräbnisort vorstellen.

**Wie sah Kurt aus?**

Indem ich jedes meiner Geschwister aufforderte, die Fotos zu durchsuchen, die sie von meinen Eltern geerbt hatten, konnte ich ein Foto von Kurt finden, zusammen mit meiner Mutter Maria Hendrika Bosland geb. van Putte, geboren am 16.08.1925 in Stavenisse in den Niederlanden. Als Zweijährige zog sie mit ihren Eltern nach Rotterdam. Gestorben ist Maria Hendrika am 19.10.2012 in Wodonga, Victoria, Australien. Ich glaube, dieses Foto wurde 1944 aufgenommen, als meine Mutter erst 18 Jahre alt war und Kurt 25.

Nächste Schritte:

Ich habe es wirklich genossen, dies zu recherchieren, und obwohl ich herausgefunden habe, was mit Kurt passiert ist, konnte ich noch keine Familiengeschichte oder verbliebene Familienmitglieder finden. Ich glaube jedoch, dass ich in den 1930er und 1940er Jahren die drei Personen identifiziert habe, bei denen es sich höchstwahrscheinlich um Kurts Vater handeln könnte (es gab nur drei Krahn-Familien in der Region Landsberg an der Warthe). Leider konnte ich es noch nicht weiter eingrenzen, obwohl die Bemühungen noch nicht abgeschlossen sind. Ich habe eine förmliche Anfrage an das Deutsche Bundesarchiv in Berlin gerichtet, und es war toll zu lesen, dass Dokumente, deren Zugriff aus Datenschutzgründen gesperrt waren, 100 Jahre nach der Geburt des Themas automatisch verfügbar sind. Da Kurt 1918 geboren wurde, ist diese Einschränkung nun überwunden – und ich erwarte eine Antwort von dort. Liebe Leser, helfen Sie mir weiter, falls Sie irgendwelche Hinweise auf die Familie Krahn geben können.

Ich danke dem Heimatblatt, den oben genannten Personen, aber auch denen, die auf meine E-Mail geantwortet haben. Sie alle haben dazu beigetragen, diese Information über Kurt Erich Paul Krahn preiszugeben.

Auch hier sollten wir niemals die Opfer dieser tapferen Menschen vergessen. Leider waren sie einfach in die Kriegspolitik verwickelt.

Peter Bosland, Canterbury, Victoria, Australia
Tel.: +61 419 485 278, E-Mail: boslapet@gmail.com

Dr. Joseph Emil Nürnberger

Preußischer Postbeamter, Literat und Wissenschaftler

Prof. Dr. Joachim Gasiecki*

Die Persönlichkeit, mit der wir uns heute beschäftigen, entstammte einer bekannten französischen Hugenottenfamilie mit dem Namen Du Pont, die ursprünglich in der Provence beheimatet war. Die Hugenotten, Protestanten calvinistischer Richtung, hatten in Frankreich unter dem König Heinrich IV. am 13.04.1598 im Edikt von Nantes volle Bürgerrechte und religiöse Toleranz zugesprochen bekommen. In der Folgezeit war aber der katholische Klerus, u. a. besonders der Kardinal Richelieu, ein entschiedener Gegner der Anerkennung der Hugenotten. Die katholische Kirche erreichte schließlich die vollständige Aufhebung des Edikts von Nantes am 18.10.1685. Neue Verfolgungen der Hugenotten setzten ein. Hunderttausende flohen in die Niederlande, die Schweiz und in deutsche Gebiete.

Die Familie Du Pont nannte sich in der Folgezeit „Nürnberger“, in Dankbarkeit gegenüber der Stadt, in der sie als Flüchtlinge ihre erste Aufnahme gefunden hatten. Zumindest ein Teil der Familie ist später nach Magdeburg gekommen. Hier lebte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Kriegs- und Domänenrat Nürnberger, verheiratet mit der Tochter des Historikers und Philosophen Professor Johann Daniel Ritter an der Universität Wittenberg. Aus dieser Ehe wurde am 25.10.1779 in Magdeburg ihr Sohn **Joseph Christian Emil** geboren, der in Magdeburg aufwuchs und dort seine Schulzeit bis zum Abitur absolvierte. Er wurde über viele Jahre durch Hauslehrer ausgebildet. Wie sein Sohn später bemerkte, erhielt er eine ausgezeichnete Bildung: „Unter Leitung des Rektors Funk, damaligen Vorstehers der Magdeburger Domschule, erwarb er sich tiefe und gelehrte Kenntnisse in den mathematischen Wissenschaften, und trank so tief aus dem Brunnen des klassischen Altertums, dass der Trank ein Zauber wurde, und ihn sein ganzes Leben hindurch in enger Beziehung mit den unsterblichen Alten hielt.“ In seiner Jugendzeit entwickelte er eine tiefe Seelenverwandtschaft zur Enkelin Emilie seines Großvaters mütterlicherseits. Die entstandene Freundschaft hielt ein Leben lang an und schlug sich auch in seinen literarischen Arbeiten nieder. Eigentlich wollte J. E. Nürnberger eine wissenschaftliche oder auch eine literarische Karriere einschlagen. Dieses Vorhaben ließ sich jedoch nicht realisieren. Seine Mutter verstarb relativ früh. Sein Vater ging, wohl in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts, eine zweite Ehe ein. In biographischen Skizzen zu J. E. Nürnberger wird später davon gesprochen, dass er „durch widrige Familienverhältnisse genötigt war, die Laufbahn eines Postbeamten einzuschlagen“. J. E. Nürnberger selbst hat diese Geschichte um die ihn betreffende Erbschleicherei später in der Novelle „Der Erbschleicher“



verarbeitet. Sein Sohn beschrieb den Hintergrund dieses Vorganges deutlicher:

„Leider kam ein gottvergessener Schurke in das elterliche Haus: und wie dieser durch allerlei Schlangenkünste sich dergestalt in das Vertrauen und Gunst der Stiefmutter des jungen N. zu setzen wusste, dass er ihr später [sowohl vor als auch nach dem Tode des Vaters] das der Familie gehörende Erbgut abschlich: so übte dieser Elende auf den Vater einen so verderblichen Einfluss, dass der für die Wissenschaft glühende Jüngling in die damalige allerdings trostlose Karriere eines preußischen Postbeamten hinabgestoßen wurde.“

Zeitgenössisches Porträt des Dr. Joseph Emil Nürnberger.

Der Postbeamte

Im preußischen Postdienst bewährte sich J. E. Nürnberger wider Erwarten außerordentlich gut. Er wurde am 12.12.1797 in den Staatsdienst übernommen und zunächst in den Postbüros von Magdeburg, Zerbst und Bernburg ausgebildet, bevor er 1801 zum ersten Mal nach Landsberg a. d. Warthe versetzt wurde, wo er als Postsekretär, wahrscheinlich ab 1806 als Postmeister arbeitete. Rund zwei Jahrzehnte später beschreibt er die Stadt in einem Brief an seine Jugendfreundin Emilie Friederike Sophie Lehmann, eine Enkelin seines Großvaters mütterlicherseits, die sich selbst als belletristische Schriftstellerin versuchte:

„Liebe Emilie! ...

Du kennst mein Landsberg noch nicht. So voll kann man von einem Gegenstande sein; ich habe Dir so oft aus dem freundlichen Städtchen geschrieben, ohne es Dir je zu beschreiben: jetzt solls geschehen. Landsberg

ist eine ansehnliche Stadt in der Neumark, sehr reizend am schiffbaren Warthestrom gelegen, der seinen Ursprung in den Karpatischen Gebirgen nimmt und sich, etwa 6 Meilen von hier, in die Oder ergießt. Der Strom verbindet also das Herz von Polen mit der Ostsee und verschafft der Stadt demzufolge durch Holz- und Getreidehandel eine ungeheure Lebhaftigkeit. Du wirst Dich wundern, wenn ich Dir erzähle, dass über hier eine ungeheure Menge Schiffsbauholz zum weiteren Transporte nach englischen Häfen nach Stettin verschifft wird ... Der Holzreichtum dieser Gegenden ist in Jahrhunderten noch nicht zu erschöpfen, und man kann bis über Kanitz hinaus gegen 40 Meilen weit reisen, ohne aus der Heide zu kommen. Eine andere Art von Bedeutenheit gewinnt der Ort durch seine berühmten Wollmärkte. ... als einen dritten Hauptgrund des hier herrschenden regen Lebens, welches Landsberg a. d. W. vor allen anderen Orten auszeichnet, muss ich Dir die in den letzten Regierungsjahren Friedrich des Großen ausgeführte Verwaltung nennen. Die Warthe fließt nämlich zwischen niedrigen Ufern, und hatte durch jährliche Überschwemmungen eine unermessliche Landesstrecke, das sogenannte Warthebruch, in einen öden Sumpf verwandelt. Damals nun wurde mit einem Aufwand von mehr als 6.000.000 Talern ein viele Meilen langer Damm aufgeführt und dieser Sumpf somit in das fruchtbarste Bruchland umgeschaffen, welches eine Menge wohlhabender Kolonisten ernährt, die täglich zur Stadt strömen, um sie mit ihren Erzeugnissen zu versorgen und Luxusartikel für das gewonnene Geld einzukaufen.“

Bewunderer von Landsberg

Eine andere Briefstelle, die an diese ersten Jahre in Landsberg erinnert, weist auch auf seinen wohl sehr labilen Gesundheitszustand hin, auf den er in verschiedenen seiner literarischen Werke zu sprechen kommt: „Und doch, liebe Freundin! bin ich hier nicht geboren, hab ich hier den holden Traum der Kindheit nicht geträumt; als reifer Jüngling erst bin ich hier zu volleren Bewusstsein erwacht... Als ich hier herging, war... die Blume meines Lebens durch frühe Krankheit und Sorgen auch schon zerknickt...“

Während der Zeit des Krieges Napoleons in Europa spielte Nürnberger nach 1806 beim Umgang mit den Franzosen in Landsberg über mehrere Jahre eine wichtige Rolle. Dazu bemerkte sein Sohn: „Hier lernte er alle Personen, die damals eine Rolle im Weltendrama spielten, von Alexander und Napoleon bis hinab zu Davoust und Ney, kennen: wobei ihm seine Kenntnisse der französischen Sprache, einer damals für einen Deutschen seltene Fähigkeit, so wohl zustattenkam, dass ihm manche interessante Berührung mit den Koryphäen jener Gigantenzeit zuteilwurde.“

Später schreibt J. E. Nürnberger selbst darüber:

„Den Ausgang des Feldzuges hatte ich zwar geahnt ..., und doch traf mich die Nachricht von der Schlacht

bei Jena wie ein Donnerschlag... Mit Riesenschritten drangen die Franzosen nach Berlin vor: Bestürzung und Angst wuchsen mit jeder Stunde ... Mit Entsetzen erinnere ich mich an meine damalige Erschöpfung. ... Und wie soll ich Dir die Empfindungen beschreiben, mit welchen ich stündlich das Einrücken des Feindes erwartete.“

Als die Franzosen dann einrückten und weiter nach Osten vordrangen, hatte Nürnberger als Postmeister alle Hände voll zu tun und mancherlei gefährliche Situationen zu überstehen. Zusammenfassend berichtet er: „... und überhaupt ... hab ich auf meiner langjährigen postlichen Laufbahn Gelegenheit gehabt, die persönliche Bekanntschaft ziemlich aller Männer zu machen, die in der Zeitgeschichte eine Rolle spielen, wodurch meine Erinnerungen eine eigene Lebhaftigkeit erreichen. – So verstrich unter getäuschten, und immer wieder getäuschten Erwartungen, unter Bekümmernissen und Unannehmlichkeiten aller Art ... der Rest des Jahres 6, so verstrich die Zeit bis zum Frieden zu Tilsit, ... und Not und Verzweiflung und der bitterste Hass gegen die Urheber derselben wuchsen mit jedem der folgenden Jahre. ... Manchen empörenden Vorfall mag ich gar nicht anführen: ich erinnere mich eines Morgens, der mich um Jahre meines Lebens gebracht hat.“

In ihrer „Geschichte der Stadt Landsberg“ von Hennig/Engelien wird von einem Ereignis berichtet, das sich 1812 zugetragen hat, es ist sehr wahrscheinlich, dass es sich dabei um den Tag handelt, an den sich Nürnberger erinnert. Wegen eines Streits um Postpferde hatte am 07.02.1812 eine französische Abteilung einen Postbeamten festgenommen und auf einen Wagen festgebunden, um ihn nach Küstrin zur Erschießung zu bringen. Nur durch heftigen Protest von Landsberger Bürgern sah sich der ranghöchste Franzose an diesem Tage in der Stadt, der Marschall Davoust, einer der bekanntesten Heerführer Napoleons, gezwungen, den Befehl zur Freilassung des gefangenen Postbeamten zu geben.

Nach Sachsen und zurück

Im November 1813, nach 12 Jahren Aufenthalt in Landsberg, wurde Nürnberger in die zu Preußen gehörenden sächsischen Gebiete versetzt, wo er in Leipzig und besonders in Halle als Postkommissar wirkte. Seine Aufgabe war die Neuordnung des Postwesens im Herzogtum Sachsen, im Zusammenhang mit der Umstellung im Maßsystem auf den Preußischen Fuß (= 37,66 cm), die für den postalischen Verkehr von Sachen und Personen von Bedeutung war. 1816 wurde er als Postmeister nach Sorau in die Niederlausitz berufen. Nach der Heirat – noch in Landsberg, etwa um 1810 – mit **Johanna Friederike Louise geb. Krause**, kam am 01.10.1818 sein Sohn **Joseph Emil Woldemar Nürnberger** hier in Sorau zur Welt. Bereits 1819 wurde J. E. Nürnberger wiederum nach Landsberg/Warthe beordert. Am 08.12.1819 trifft er zu zweiten Mal in Landsberg ein. Seine Freude ist so übermächtig, dass er sie noch am gleichen Tag in Verse fasst:

*„So seh' ich Dich! – mit immer höhern Schlägen
Schlug längst mein Busen Dir entgegen,
Du, meiner Jugend heiß geliebtes Land! –
Du Tempel jener zauberischen Freuden,
Du Heiligtum so vieler süßen Leiden,
an Dich knüpft mich ein unzerreißbar Band!*

*Hervor, hervor, ihr schwankenden Gestalten!
Ach, fern von Dir, fühlt' ich sie schon erkalten
Die Jugendglut, die diese Brust erwärmt:
Ich sah den Strom nur noch im Nebel fließen,
wie Geister nur mich jene Hügel grüßen,
die sonst so oft mein leichter Fuß umschwärmt.
Dort liegt das Haus, der heimlich kleine Garten;
Ist's noch wie sonst? – Die treuen Meinen warten,
ein traulich Feuer lodert im Kamin ...
So war mein Hoffen denn kein eitel Wähnen,
und dieses Auge weint heut Freudentränen.“*

Von nun an, abgesehen von einigen Reisen, blieb er bis an sein Lebensende in Landsberg, insgesamt lebte er hier vier Jahrzehnte! Er war Postmeister in der Stadt, wurde 1823 zum Königlich-Preussischen Hofrat, später auch zum Geheimen Hofrat berufen und erhielt in seinem postalischen Dienstbereich den Rang eines Postdirektors. Ab 1829 bewies ihm der damalige preussische Generalpostmeister v. Nagel eine besondere Gunst, indem ihm eine weitgehende Befreiung von seinen dienstlichen Verpflichtungen zuerkannt wurde, um sich seinen literarischen und wissenschaftlichen Vorhaben widmen zu können. Er zog sich, wie er selbst bemerkte, in sein Landsberger „Tusculum“ zurück [= ein alter Begriff für einen ruhigen, behaglichen Landsitz]. Dabei handelte es sich um ein Grundstück, damals noch in ruhiger Lage am Stadtrand gelegen, in einer landschaftlich angenehmen Umgebung, etwa gegenüber des südlichen, bergigen Teils des späteren Quilitz-Parks, nach dem Einwohnerverzeichnis von 1863 in der Bergstraße 11, nach anderen Angaben Bergstraße 13, „in dem schon dicht beim Ort anfangenden endlosen Walde“, „dieses freundliche Still-Leben, das liebliche Asyl des Abends meiner irdischen

Existenz“. Nürnberger beschreibt anschaulich und lebendig sein Domizil am Stadtrand von Landsberg:

„Mit der Wohnung hier haben wir uns freilich sehr in's Enge gezogen; aber siehe, es geht, und es hat auch seine Reize. An die Stadt stößt nämlich ein Dörfchen, S... dorf, welches gleichsam die Vorstadt bildet, und welches auf einem hügligen Terrain erbaut ist. Fast jeder solche Hügel nun bildet ein eigenes Besitztum: ein Häuschen, ein Gärtchen, ein daran grenzendes Feld und etwas Wiesenwuchs machen eine solche Besetzung aus. Eine der größeren derselben, mit einem bequem eingerichteten Wohnhause, habe ich gekauft und ziemlich teuer bezahlt. Die Liebhaberei kostet auch ihre Opfer, und gerade diesen Hügel hatte ich von früher her innig lieb: es springt da ein Quell, der sein Wässerchen zwischen dichtem Mose in ein Behältnis von glatten, weißen Kieseln gießt. ... Sonst ist alles ganz wohnlich und anständig, in einem gewissen Grade sogar vornehm. ... Geradeausgehend gelangst du also in einen niedlichen Gartensaal, der für mich das unschätzbare Verdienst hat, dass ich das Murmeln der oben beschriebenen kleinen Quelle darin höre. ... Es gewährt

meiner Frau außerdem noch die unschätzbare Bequemlichkeit, dass rechts und links am Saale ein Korridor fortläuft, so dass einerseits Küche, Speisekammer u. s. w. und andererseits ein paar niedliche Logierzimmer à plein ped [zu ebener Erde] liegen ... Die Fenster derselben gehen auf meine Wiese, deren hintere Grenze der Saum des Waldes macht, dessen endlose Ausdehnung ... für meine Phantasie einen ebenso endlosen Spielraum eröffnet. ...“¹

Einer dieser „Spielräume“ war die Beschäftigung mit belletristischer Literatur. Besonders in den zwanziger Jahren beschäftigte er sich mit klassischer Literatur des Altertums. Er übersetzte Werke römischer Dichter, eigentlich wurden daraus Nachdichtungen in seinem eigenen Stil. So bearbeitete er u. a. Texte von Virgil, Horaz, Ovid und Tibull. In den dreißiger Jahren rückten dann eigene literarische Produktionen in den Vordergrund. So erschienen von ihm 1830 und 1834

mehrere Bände mit Novellen und Erzählungen, schließlich 1839 der auch biographisch interessante Band „Erste Novellen und Skizzen“. Im gleichen Jahr veröffentlicht er sein schon erwähntes in Briefform gehaltenes Werk „Still-



Titelblatt des Still-Leben.

¹ Nürnberger, J. E.: Still-Leben ...

Still-Leben, bei Landsberg a. d. Warthe, in der Nacht vom 19. zum 20. März 1842

Leben oder über die Unsterblichkeit der Seele. – Briefe an eine Freundin“, der seiner bereits weiter oben genannten lebenslangen Freundin Emilie zugedacht war und ebenfalls bemerkenswerte Informationen zum Leben von J. E. Nürnberger enthält. In der 2. Auflage dieses Buches von 1842 finden sich einige Verse, gewidmet „an sinnige Leser des Buches, statt eines besonderen Vorwortes“:

*„Ach, wie bald löscht rasches, reiches Leben
Sich in abendlicher Stille auf!
Seine Sonne sinkt, nur Sterne schweben,
Aber milder leuchtende, herauf:
Wenig Wert bleibt seinen reichsten Gaben,
Naht das Lebensschiff dem stillen Port,
Doch der Dank, auf den wir Anspruch haben,
Lebt noch auf dem schönern Sterne fort. –*

Der Literat

Dieses Buch „Still-Leben“ ist mit Sicherheit sein wichtigstes und inhaltsreichstes literarisches Werk. Eigentlich handelt es sich nicht um einen „Roman“, wie zumeist gesagt wird, das Buch enthält neben der Darstellung persönlicher Lebensumstände und -erfahrungen viele theoretisch-philosophische Gedanken. Dabei ist für Nürnberger die Philosophie von I. Kant ein Ausgangspunkt, er bejaht dessen spekulative Methode und den Vernunftgedanken seines Aufklärungskonzepts. Nürnberger verknüpft dies mit dem Axiom der Unendlichkeit von Raum und Zeit. Bezogen auf die eigene Vorstellung vom Menschen denkt er dessen Entwicklung über das irdische Leben hinaus bis in den planetarischen Raum und träumt vom unendlichen Übergang der Menschen auf andere Planeten. Dabei entwirft er die Idee von Bildung und Erziehung in der Form eines „Weltgymnasiums“. In einer 1840 erschienenen Besprechung des Buches „Still-Leben“ heißt es dazu zutreffend: „Das Leben der Menschheit ist ihm ein Weltgymnasium, wo eine bestimmte Klasse immer die Vorschule für eine höhere ist. Die verschiedenen Planeten des Sonnensystems, dem man eben angehört, bilden die Räume jener sukzessiven Klassen, und die verschiedenen Systeme sind die höheren Bildungsepochen.“ Gleichzeitig – und hier dringt wieder der Wissenschaftler durch – sieht er die Entwicklungschancen ganz realistisch. Hinsichtlich von Zukunftsvorstellungen warnt er vor Übertreibungen, denn sonst „würden wir die Erde mit ihren Ansprüchen und Genüssen vernachlässigen und die Gegenwart über die Zukunft versäumen. Dem darf aber nicht so sein, alles soll seine Zeit haben“, denn „die Gegenwart ist auch ein Abschnitt des unendlichen Daseins“. Dass Nürnberger bei all seinen Gedankengängen auf christlichen Gottesglauben aufbaut, entspricht der Erziehung in seiner Zeit. In den „Ernstest Novellen und Skizzen“ von 1839 berichtet er über einige eigene leidvolle Erfahrungen: „Garten und Wiese besaß ich als Erbstück: ... Da starb mir ein Kind, das lieblichste Mädchen; ein Engel; selbst der Hausarzt, ein alter, rauer, an dergleichen als eine Notwendigkeit gewohnter Mann, konnte diese schönen Augen nicht ohne Tränen brechen sehen. Was ich litt, weiß Gott! ...

Dies Kind, n e i n! unmöglich konnte ich's so von mir trennen lassen. ...“ Und er begräbt dieses Kind im eigenen Garten! Seiner Veröffentlichung „Ernstest Dichtungen“, die 1841 erscheint, kann man entnehmen, dass ihm bald auch ein weiteres Kind, sein Sohn Willibald, in seinem „Still-Leben“ verstorben ist:

*Das sterbende Kind.
Ja, es stirbt. – Die kleinen, lieben Glieder
Deckt schon kalter Schweiß,
Krampf verzieht die zarten Augenlider,
Und der Mund wird weiß.
Willst Du mich denn, Willibald, verlassen?
Ach! So bleib' doch hier;
Kind, ich kann, ich kann Dich nimmer lassen,
Und das Herz bricht mir.*

Wieviel Kinder insgesamt aus seiner Ehe hervorgingen, kann nicht konkret gesagt werden. Außer den zwei bereits genannten verstorbenen Kindern können wir nur seine Tochter **Ottile** nennen, die ihm schon in jungen Jahren als Partnerin bei seinen philosophischen Gesprächen zur Seite stand, sowie den bereits erwähnten Sohn **Joseph Emil Woldemar Nürnberger**, der in seinem Leben in vieler Hinsicht dem Vater nachgeeifert hat.

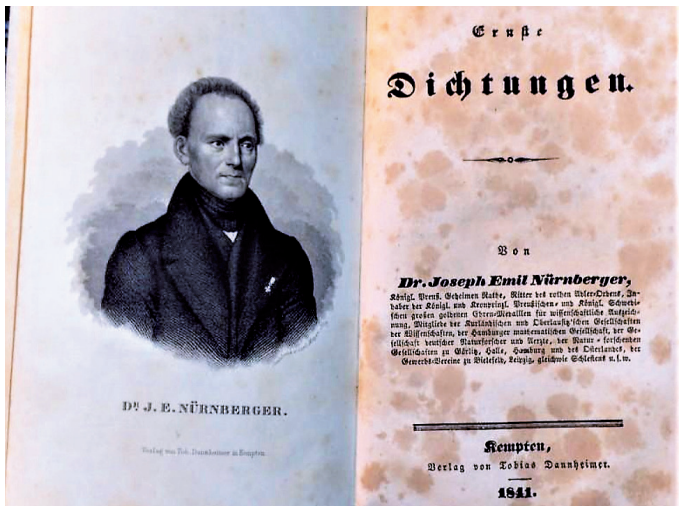
Ehrenbürger von Landsberg

Im Zusammenhang mit dem 60. Geburtstag im Jahre 1839 wurde Nürnberger mit der Ehrenbürgerschaft der Stadt Landsberg/Warthe ausgezeichnet. Grundlage war die uneigennützigste Unterstützung und Beratung bei der zweckmäßigsten Anlage eines Blitzableiters auf der Hauptkirche der Stadt, der Marienkirche. So erhielt er unverhofften Besuch von Vertretern des Magistrats. Nürnberger berichtet darüber: „... die Deputation erschien erst gegen Abend. Ich hatte in der Überzeugung, nur meine Pflicht getan zu haben, und bei dem sonstigen Mangel an aller Anerkennung, woran mein ganzes Leben krankt, keine Ahnung davon, und kann Dir gar nicht sagen, wie sehr mich die Sache erfreute und erhob. Der in sehr ehrenden Ausdrücken verfasste und sehr zierlich geschriebene Bürgerbrief liegt nun im Schatzkästlein meines Sekretärs ...“

Einige Jahre später konnte er am 12.12.1847 sein 50jähriges Jubiläum der Zugehörigkeit zur Preußischen Post begehen, wofür er vielfach geehrt wurde. Im Auftrage des preußischen Generalpostmeisters überbrachte ihm Oberpostamtsdirektor Bardt vom Regierungsbezirk Frankfurt/Oder ein anerkennendes Handschreiben des preußischen Königs sowie das Patent über seine Ernennung zum Oberpostdirektor.

Der Wissenschaftler

J. E. Nürnberger setzte über Jahrzehnte hinweg den größten Teil seiner Freizeit ein, um sich seinen mathematischen und astronomischen Interessen zu widmen. Seine bemerkenswerten theoretisch-praktischen Arbeiten zur Mathematik fanden allgemein Aufmerksamkeit. Schon 1812 veröffentlichte er eine „Theorie der Infinitesimalrechnung“ (Originaltitel: „Theorie des Infinitesimal-Calculus“),



Eine seiner ersten Veröffentlichungen.

1815 folgten Darlegungen über „Die letzten Gründe der höheren Analyse“, ergänzt 1816 durch die Schrift „Untersuchungen und Entdeckungen in der höheren Analysis“, für deren Vorarbeiten er bereits 1815 seinen philosophischen Dokortitel honoris causa, also ehrenhalber, von der Universität in Halle verliehen bekam. Er versieht diese letztere Ausarbeitung mit der Bemerkung „Der verehrlichen philosophischen Fakultät der Friedrichs-Universität zu Halle hochachtungsvoll zugeeignet“ und schließt ein kurzes Vorwort an: „Meine Herren! Als sie mich, ausgangs vorigen Jahres, in Beachtung meiner Anstrengungen um die Theorie der höheren Analysis, mit Ihrer höchsten Würde beehrten, wollten Sie mir dadurch, zum Vorteile der Disziplin, die Pflicht auferlegen, meinen Fleiß in derselben zu verdoppeln. Diese Verbindlichkeit habe ich gefühlt, und ich überreiche Ihnen gegenwärtige Schrift als einen Beweis meiner Erkenntlichkeit gegen die Wissenschaft, die meine Bestrebungen belohnte, und gegen Sie, die dieselben zu schätzen wussten. Je weniger Anerkennung der Lauf meines mühseligen Lebens darbietet, umso höher hat mich diese aufgerichtet, indem sie mir, nach tausend bitteren Erfahrungen von der Gewissheit der Erfolge, welche, in der bürgerlichen Welt, äußere Beziehungen über das Verdienst davon zu tragen pflegen, das erste tröstende Beispiel einer ehrenvollen, durch reinen wissenschaftlichen Eifer errungene Auszeichnung darbot. – Merseburg, auf einer Kommissions-Reise, den 6. März 1816.“

Über Fragen der Astronomie veröffentlichte er weiterhin u. a. 1837 „Astronomische Reiseberichte oder Skizzen der Topographie des Himmels“. Stets war er auch bemüht, wissenschaftliche Erkenntnisse leicht verständlich an ein breites Publikum heranzubringen. So schrieb er für das „Morgenblatt“ 1837 insgesamt 22 Berichte zu Darstellungen von Gegenständen und Technologien, die unter dem Titel „Natur- und gewerbswissenschaftliche Berichte oder Darstellung der neuesten Physik und Technologie in aphoristischer Form“ erschienen. Trotz populärwissenschaftlicher Darstellung trugen alle seine Veröffentlichungen „den Geist ernster Philosophie und tiefer Betrachtung“, wie von einem seiner Biographen schon im

19. Jahrhundert betont wurde. Überblickt man seine umfangreichen Arbeitsergebnisse, dann erstaunt, dass J. E. Nürnberger psychisch und physisch sein ganzes Leben über stark gesundheitlich leidend gewesen sein muss. Den schon erwähnten „Ernstesten Dichtungen“ von 1841 stellt er eine „Bitte an die Leser“ voran:

Bitte an die Leser!

*„Betrachtet sie genauer diese Gaben
Aus einer Euch nicht unbekannten Hand,
Verwandter Geister Beifall mögt' ich haben,
Sprech ich mit ernster Mahnung zum Verstand;
Das Meiste rang sich los aus meinem Busen,
Wenn trüb und schwer das Leben auf mir lag; –
Ach! Zu dem heitern Spiel gefäll'ger Musen
Ward selten nur ein Aufruf in mir wach.“*

Und im gleichen Band befindet sich ein Gedicht das große Resignation offenbart:

Todesschlummer – Eine Bitte

*Ach ich bin recht müde schon vom Leben,
Was hab' ich bestrebt mich – was gedacht!
Und was hat mir all' das viele Streben
Wohl an reinem Fazit eingebracht?*

*Abends ist um einen Tag man älter,
morgens fängt man's an, wo's gestern blieb,
Jedes Jahr wird man um Vieles kälter,
Und zuletzt – hat man fast nichts mehr lieb.*

*Ei, so lasst mich endlich schlafen gehen,
Öfters ekelt mich der Trödel an,
Lasst mich schlafen, um nicht aufzustehen,
Dass ich einmal satt mich schlafen kann.*

Auf der anderen Seite strebt Nürnberger ein erfülltes und schaffens- und ergebnisreiches Leben an. Im gleichen Band zeugt davon ein Gedicht mit dem Titel „Leben“, wie er bemerkt „Im Reisewagen geschrieben“, in dem es heißt:

Leben

*„Stürze Dich ins wild bewegte Leben!
Nur im Leben selber wohnt die Kraft,
Um zum Leben den Impuls zu geben:
Lebens Sturm, Verwicklung, Leidenschaft,
Drängen Dich aus Deinem engen Gleise
Fort in tausendfach verschlungne Kreise.
Und der immer weit're Horizont
Wird von immer neuem Licht besonnt.“*

Nürnberger versucht, seinem Beruf als Postbeamter in diesem Sinne auch etwas Gutes abzugewinnen. So schreibt er in einem Gedicht „Das Posthorn“, das sicher bereits vor seinem Rückzug in das „Still-Leben“ entstanden ist, die folgenden Zeilen:

Das Posthorn

*„Wer sagt mir's doch, dass in dem frohen Klange
Des Posthorns für ein eig'ner Zauber steckt,
Und mich mit Bilder-gaukelnd-süßem Drange,
Nach fernem Land' voll lauer Lüfte, neckt?
Kommt eine Extrapost vor's Haus gefahren
So ficht die Reiselust gleich so mich an,
Dass ich mich kaum vor'm Kitzel länger wahren,
Und das Gefühl Euch nicht erst schildern kann;
...*

*Ein Postmann doch zu Hause bleiben muss:
Denn er soll Reisende nur expedieren,
selbst reisen soll der arme Teufel nicht;
Ja, ein recht sedentäres Leben führen,
macht ihm die Postordnung zur ersten Pflicht.“*

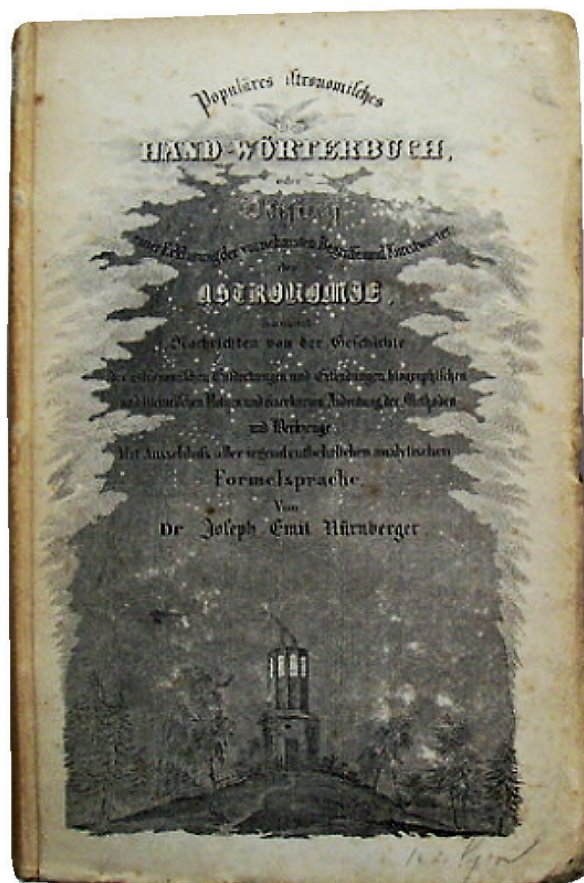
Dazu macht Nürnberger zwei Anmerkungen: Zum einen verweist er den Leser darauf, dass der Verfasser selbst Postdirektor sei, also aus eigener Erfahrung wisse, wie er durch die Dienstvorschriften zu einem „ruhigen Leben“ angehalten worden sei; zum anderen bemerkt er, dass er im „Dresdner Liederkreise“ dieses Gedicht vorgelesen habe. Damit haben wir hier den bisher einzigen direkten Hinweis darauf, dass Nürnberger auch mit anderen Literaten in Verbindung und Austausch stand. Die Verbindung zum „Dresdner Liederkreis“ ist mit Sicherheit über den Dresdner Autor Hofrat **Karl Gottlieb Theodor Winkler** zustande gekommen, der unter dem Pseudonym **Theodor Hell** ebenso wie Nürnberger ein bekannter Schriftsteller und Übersetzer war. Einige Wochen vor dem 50. Dienstjubiläum von J. E. Nürnberger Ende 1847 entstand in der Nähe seiner Wohnung ein sich sehr schnell ausbreitender Grasbrand, wodurch er gezwungen wurde, in großer Eile sein Haus zu räumen, dabei gingen auch wertvolle Papiere und Schriften verloren. Schreck und Aufregung führten bei seiner gegebenen körperlichen Schwäche zu einer schweren Erkrankung, von der er sich nur schwer erholen konnte. Soweit es ihm möglich war, setzte er seine literarisch-wissenschaftlichen Arbeiten fort, doch schon am 02.02.1848 verschlechterte sich sein Zustand enorm. Bereits wenige Tage später, am 06.02.1848 verstarb er.

Unvollendetes Werk

Bis fast zuletzt hatte er an seinem „Populären astronomischen Handwörterbuch“, seinem größten wissenschaftlichen Werk, gearbeitet, das er bereits Ende der dreißiger Jahre begonnen hatte. Dabei handelte es sich um ein hoch aktuelles und notwendiges Arbeitsmaterial für Wissenschaftler und Laienastronomen, wenn es auch einen altertümlich anmutenden Titel trug: „Populäres astronomisches Hand-Wörterbuch oder Versuch einer alphabetisch geordneten Erklärung der vornehmsten Begriffe und Kunstwörter der Astronomie, samt Nachrichten von der Geschichte der astronomischen Entdeckungen und Erfindungen, biographische und literarische Notizen und einer kurzen Andeutung der Methoden und Werkzeuge. Mit Ausschluss aller irgend entbehrlichen analytischen Formelsprache.“ Nürnberger vermerkt zu dieser Zeit über seinen Tagesablauf: „Ich arbeite hier ein paar Stunden an meinem astronomischen Handlexikon, welches eine Lücke in der deutschen Literatur ausfüllen soll, ... oder an den Naturwissenschaftlichen Berichten, die ich für das

Morgenblatt gebe.“ Dieses große Vorhaben, an dem er bis hinein in die letzten Teile des zweiten Bandes schreiben konnte, war nun von ihm leider nicht mehr fertigzustellen. In einer Fußnote im posthume 1848 herausgegebenen zweiten Band dieser Veröffentlichung berichtete sein Sohn Woldemar Nürnberger:

„Dies Wort ‚oder‘ [enthalten in einem Lexikonbeitrag in Band 2 seines Wörterbuches] ist das letzte, dass aus des Teuern, Unvergesslichen Feder geflossen: das letzte, welches die nimmermüde [Hand] auf diesem Sterne, den man Erde nennt, geschrieben. Da legte er sich hin, und nach einem kurzen bangen Traume war er nicht mehr: und von seinen Augen gefallen waren die Schleier, die Schranken und Banden, über die hinaus er so oft sich gesehnt hatte: gelöst war auf einmal das Rätsel, das schon den Jüngling, das den Mann wie den Greis mit schlichter



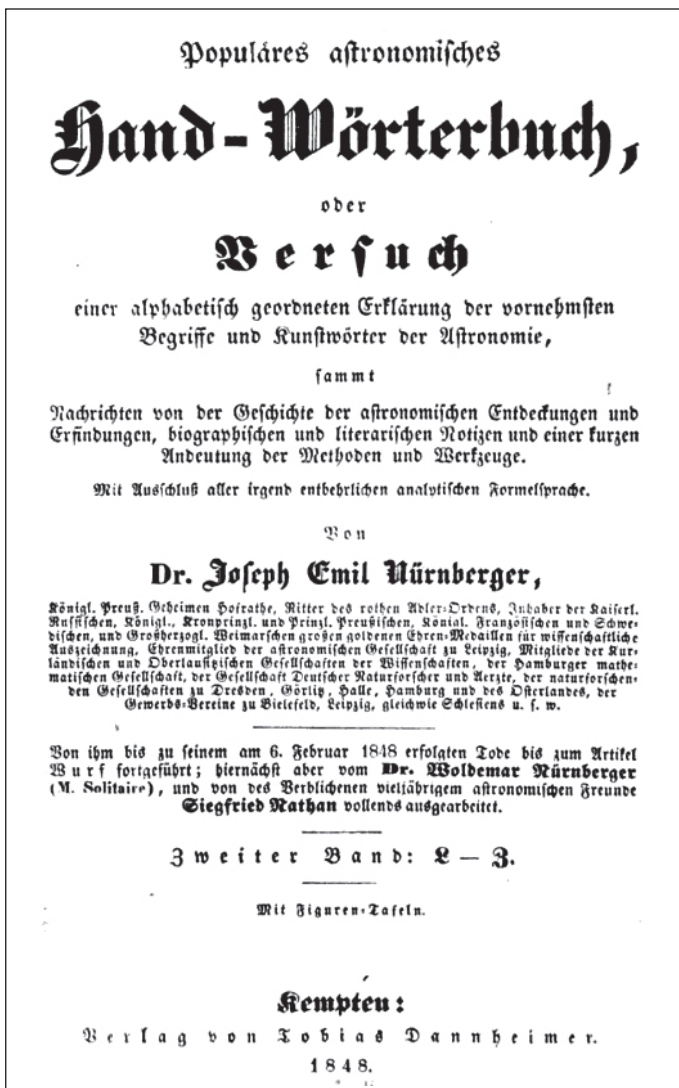
Das letzte Werk von Nürnberger: Das populäre astronomische Hand-Wörterbuch.

Ratslosigkeit beschäftigt und geängstigt hatte; er war entschwebt in das Land seiner Sehnsucht, zu dem er von je in so innigem Bezüge gestanden, und erreicht war der Stern, der von vier Monden umkreiste, dessen diamantener Schimmer seinen ganzen irdischen Wandel mit mildleuchtenden Nimbus umtaut. – Es war am Montag, am 31. Januar 1848, da er dies Wort – ach! ein verhängnis-

volles – geschrieben, und schon Sonntag am 6. Februar mittags 12 ½ Uhr war die rastlose Hand erstarrt: die Lippen, über die nur Worte der Milde, der Liebe und der Versöhnung geflossen, verblichen, und sein Fuß wandelte nicht mehr da, wo die Lebendigen wandeln. – Freitags den 11. Februar morgens tragen sie ihn hinaus in das einsame stille Haus, in das noch stillere ‚Still-Leben‘ – ihn, den ewig zu Beweinenden, den Vollendeten, den glücklichen, der grau geworden im Dienste des Staates, der jung geblieben im Umgang mit den Musen, den Unsterblichen im Dienste der reinsten Humanität. Er erreichte das Alter von 68 Jahren, drei Monaten und zwölf Tagen.“

Unzureichende Würdigung

Bereits am 8. Februar 1848 erschien in der „Berlinischen Zeitung“ eine Mitteilung über den Tod von J. E. Nürnberger, die ebenfalls sein Sohn Woldemar verfasst hatte: „Am 6. Februar mittags um ein Uhr verstarb nach kurzem,



Den zweiten Band des astronomischen Wörterbuches hat Dr. Woldemar Nürnberger nach dem Tod seines Vaters fertiggestellt und herausgegeben.

aber schmerzvollem Krankenlager der Geheime Hofrat und Oberpostdirektor zu Landsberg a. d. Warthe, Dr. Joseph Emil Nürnberger. Ihm, der grau geworden in Dienste des Staates, der jung geblieben im Umgang mit den Musen, der unvergesslich ist in seine Bestrebungen für das Wohl der leidenden Menschheit war, und kurz vorher (am 15. Dezember 1847) die Genugtuung zuteil geworden, sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum zu feiern. Diese Anzeige, erschütternd für jeden, der dem Edeln, nur allzu oft Verkannten, nahegestanden, widmet im Namen der vom entsetzlichen Verluste tiefgebeugten Hinterbliebenen – Dr. Woldemar Nürnberg, praktischer Arzt.“

An seinem Lebensende war er vielseitig geehrt: Königl. Preuß. Geheimer Hofrat, Ritter des Roten Adlerordens 3. Kl. Mit Schleife, Inhaber der Kaiserl. Russischen, Königl., Kronprinzl. und Prinzlichen Preussischen, Königl. Französischen und Schwedischen, Großherzogl. Weimarschen großen goldenen Ehrenmedaillen für wissenschaftliche Auszeichnung, Ehrenmitglied der astronomischen Gesellschaft zu Leipzig, Mitglied der Kurländischen und Oberlausitzischen Gesellschaften der Wissenschaften, der Hamburger mathematischen Gesellschaft, der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte, der naturforschenden Gesellschaften zu Dresden, Görlitz, Halle, Hamburg und des Osterlandes, der Gewerbevereine zu Bielefeld, Leipzig, Schlesien usw.

J. E. Nürnberger wurde auf dem damaligen evangelischen Marienfriedhof, im heutigen Kopernikus-Park, beigesetzt. Seine Witwe Johanna wohnte noch über viele Jahre im Haus in der Bergstraße. Im Garten dieses „Still-Lebens“ in der heutigen ul. Drzymaly 13 wurde 1998 zur Erinnerung an Vater und Sohn Nürnberger eine Eiche gepflanzt. Dr. J. E. Nürnberger hatte sich als preußischer Postbeamter, als Dichter und Schriftsteller, als Übersetzer und Wissenschaftler in jeder Beziehung bewährt. Auf einer aktuellen Seite von „LiteraturPort“, wo Literaten aus Berlin/Brandenburg verzeichnet sind, wird er als „Gelegenheits-schriftsteller“ bezeichnet. Das wird seiner Leistung nicht gerecht. Wenn er auch kein „berufsmäßiger“ Dichter war, hat er eine bessere Bewertung verdient. Die polnische Internetseite „Wörterbuch von Künstlern aus Landsberg und Gorzów“ entspricht seiner Persönlichkeit mehr. Dort heißt es, „dass er in allen Lebensphasen außergewöhnliches wissenschaftliches und literarisches Talent“ gezeigt hat. Es wird hervorgehoben: „Vater und Sohn Nürnberger, Eduard Boas und August Bornitz schufen den geistigen Salon des Landsbergs des 19. Jahrhunderts.“ Obwohl in den Dichtungen und Erzählungen Nürnbergers viele Bezüge zu Landsberg/Warthe, zu seinem persönlichen Leben und Umfeld enthalten sind, war er kein eigentlicher „Heimatsdichter“, er hat sowohl in literarischer als auch in wissenschaftlicher Hinsicht ein Werk von überregionaler Bedeutung hinterlassen.

*Prof. Dr. Joachim Gasiecki, geb. 16.05.1934 in Landsberg (Warthe), lebt in Neubrandenburg.

Dr. Woldemar Nürnberger

Solitaire: Auf einem Schimmel reitender Arzt und bedeutende Persönlichkeit

Prof. Dr. Joachim Gasiiecki*

Woldemar Nürnberger, der zumeist unter seinem Pseudonym „M. Solitaire“ bekannt geworden ist, wurde am 01.10.1818 in Sorau in der Niederlausitz als Sohn des Postbeamten J. E. Nürnberger geboren. Mit dem Begriff „Solitaire“ kann Verschiedenes gemeint sein: 1. Ein Mensch, der die Einsamkeit liebt, ein Einsiedler. 2. Eine herausragende, weise Person. 3. Ein geschliffener und einzeln gefasster Brillant. Auf die letztere Deutung bezieht sich Heyse in einem Brief an Theodor Storm vom 25.09.1881, wenn er über Solitaire zunächst recht skeptisch schreibt: „Ein Diamant von zweifelhaftem Wert.“ (M. Solitaire = Monsieur Solitaire).



Zeitgenössisches Porträt von Dr. Woldemar Nürnberger.

Woldemar Nürnberger hat gelegentlich weitere pseudonyme Namen benutzt: „Hilarius Bierfreund“, „Johannes Muckenicht“, „Carl Siebenpfeiffer“. Da sein Vater, selbst ein Schriftsteller und Wissenschaftler, in Ausübung seines Dienstes bei der preußischen Post schon im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und dann wieder ab 1819 in Landsberg a. d. Warthe tätig war, kam auch der junge Woldemar bereits als Kleinkind in die-

se Stadt. Er hatte dort gut behütete Kinder- und Jugendjahre. Seine erste schulische Ausbildung erhielt er von seinem Vater, der ihn auf den Besuch des Gymnasiums vorbereitete. Gleichzeitig legte der Vater großen Wert auf die sittliche Entwicklung seines Sohnes. Er wurde im Sinne christlich idealistischer Weltanschauung erzogen, erlebte aber auch den rationalen Umgang mit der Wissenschaft, die sein Vater im mathematischen und astronomischen Bereich mit Leidenschaft betrieb. Früh bemerkte er wohl schon, dass zwischen Berufstätigkeit und einem bestehenden literarischem Interesse durchaus auch Widersprüche auftreten können. Woldemar Nürnberger besuchte nach seiner Grundausbildung das Gymnasium in Stettin, das er 1838 mit der Abiturprüfung abschloss. Der aufgeweckte junge Mann hatte durch die ihm zuteil gewordene Erziehung ein breites Interesse für viele Dinge entwickelt, besonders im Umgang mit der Natur und im Kontakt mit den Menschen seiner Umgebung. Er versuchte sich während seiner Schulzeit bereits an ersten dichterischen Vorhaben. Hierbei zeigten sich eine deutliche Begabung für das Poetische, starke Ausdruckskraft und Leidenschaft der Darstellung. Natürlich führte das bei seinem Vater und dessen literarischen Freundeskreis zu Überlegungen, wie man mit dieser Seite des Heranwachsenden umgehen sollte. Es gab wohl so manche Stimme, die zu mehr Zurückhaltung gegenüber den literarischen Plänen des jungen Mannes geraten hat. Dazu zählte auch der mit dem Vater **J. E. Nürnberger** bekannte Dresdener Schriftsteller, Dichter, Publizist und Theatermann **Theo-**

dor Hell, der eigentlich **Carl Gottfried Theodor Winckler** hieß. Der Literaturwissenschaftler **Josef Stern** bemerkte dazu 1865: „Charakteristisch in diesem Bezug war ein Brief Theodor Hells, der, in seinem blassen Sinne von der Lebensfülle und dem feurigen Kolorit in diesen Knabenversuchen erschreckt, den Vater beschwor, dies Feuer zu ‚dämpfen‘ und zu unterdrücken.“ Welchen Einfluss der Vater dann tatsächlich auf die dichterischen Neigungen seines Sohnes genommen hat, können wir nicht genau sagen. Sicher aber hat er ihm geraten, eine gute berufliche Grundlage zu erwerben. Nach seiner gymnasialen Schulzeit begann Woldemar Nürnberger jedenfalls ein vierjähriges Studium der Medizin an der Königl. Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin. Im Matrikelverzeichnis ist er als Student seit Ostern 1838, geboren in der Niederlausitz, eingetragen. Er hat verschiedene Wohnadressen in Berlin: Im Sommersemester 1838 in der Heiligen Geiststraße 30, von Michaelis 38 bis Michaelis 39 in der Sophienstraße 17, im Winterhalbjahr 1839/40 in der Johannesstraße 10a, im Sommersemester 1840 in der Auguststraße 74, im Winterhalbjahr 1840/41 in der Dragonerstraße 24 und schließlich von Ostern 1841 bis Ostern 1842 in der Friedrichstraße 108. Danach soll er weitere Studien in Leipzig und Halle betrieben haben. Seine Ausbildung schloss er 1843 mit der Promotion zum Dr. med. an der Berliner Universität ab. Die Dissertation trug den Titel: „De vulneribus in pectus et abdomen penetrantibus“ („Die Penetrationswunden auf Brust und Bauch“), ist aber im veröffentlichten Verzeichnis der Dissertationen der Berliner Universität zurzeit gar nicht aufgeführt.

Unreif, wirr und wüst ...

Sein Freund und erster Biograph **Adolf Stern** vermutet, „dass er während seiner Universitätszeit schwere innere Kämpfe bestanden haben muss, Kämpfe, die ihre Schatten auch über sein späteres Schaffen geworfen haben. Freilich will der innere Zwiespalt und der Zweifel in der Seele eines jungen Mannes nicht allzu viel bedeuten ..., [jedoch] anders bei ursprünglich poetischen Naturen ...“ Ein wahrscheinlicher Ausdruck und Bewältigungsversuch seines inneren Zerwürfnisses zeigen sich in der Tatsache, dass er während seines Studiums sich einem höchst schwierigen literarischen Thema zuwandte. Die dabei entstandene erste nennenswerte Produktion wird im Jahre 1842 in Berlin veröffentlicht: „Josephus Faust“, durchaus

mit Blick auf die Faust-Dichtung von J. W. v. Goethe, aber auch unter Einfluss einer eigenständigen Bearbeitung des Faust-Themas durch seinen Vater J. E. Nürnberger. Auch hier soll noch einmal A. Stern zitiert werden: „So viel Unreifes, Wirren und Wüsten sich darin befand, so zählte das Poem doch keineswegs zu den vielfachen schwachen Nachahmungen des Goethe'schen Faust, stand vielmehr auf eigenen Füßen und sprach eigene Erlebnisse und Empfindungen aus ...“ In verschiedenen Literaturgeschichten wird in diesem Zusammenhang der immer wieder sichtbar werdende pessimistische Grundzug des Autors hervorgehoben. A. Stern präzisierte sein Urteil mit den Worten: „Schon sein Jugendgedicht „Josephus Faust“ sprach eine bitter skeptische, an der Welt verzweifelnde Stimmung.“ Anselm Salzer verallgemeinerte 1926: „Tiefes Sehnen, von allem Leid befreit einzuschlummern, um nie zu erwachen, durchzieht die Dichtungen M. Solitaires.“ Adolf Bartels verstieg sich 1919 sogar zu der Bemerkung: Solitaire „begann 1842 mit dem Gedicht „Josephus Faust“, das ihn unbedingt zu den krankhaften Genies dieser Epoche stellt“. Die letztere Aussage ist mit Sicherheit eine Fehleinschätzung. Die Arbeiten von Solitaire besitzen keinen psychopathischen Hintergrund, sie spiegeln lediglich in einer gewissen Weise die Widersprüche zwischen den negativen Eindrücken des Medizinstudiums und seiner Arzttätigkeit auf der einen Seite und seinem Streben nach frischen und lebendigen Eindrücken der realen Welt auf der anderen Seite wieder. Gerade im umfangreichen Frühwerk „Josephus Faust“ steht das eigene Erleben und Fühlen seines bisherigen Lebens im Mittelpunkt. Auf dieses Werk gehen wir daher etwas konkreter ein, weil wir dann Leben und Wirken von M. Solitaire besser verstehen werden. Im ersten Teil des Poems verarbeitet er besonders entstandene zweifelnde und stark melancholische Stimmungen. Es heißt dort u. a.:

*Im Giebelhaus, am Platz Ambrosius,
wohnt Faust, ein Anatom und Medicus,
ein tief gelehrter und gescheiter Mann,
der manchen Griff, und manchen Schnitt ersann. –*

...

*Jetzt blickt zur nächt'gen totenstillen Zeit,
durch eines hohen Fensters runde Scheiben
ein Lämpchen noch mit düster Wachsamkeit,
bei welchem Faustus sitzt um zu schreiben. –
Er kam unlängst von der Anatomie,
ihn hüllet noch das schwarze Taftgewand
das er bis abends von des Morgens Früh
vom Leib nicht zog, an Leichnam festgebannt.
Auf seinem Antlitz ist viel Ernst zu lesen ...*

...

*Den Tag trieb ich mich unter Leichenfratzen
Im Saale der Anatomie umher;
Bei ihren Muskeln die Studenten schwatzen,
ein lauter, lebenslustiger Verkehr!
Und geh'n sie dann mit kecklichen Gesellen
zum Mäd'el oder zum Glase Bier,
lass ich die frische Leiche vor mich stellen,
und weil' daran mit brennender Begier,*

*bis blind das Auge, bis die Finger beben,
und so verstreicht die stumme Nacht;
wer möcht' nur eine so wie ich durchleben,
und o!, wie viele hab ich schon durchwacht!“*

Im zweiten Teil seines Monologs greift M. Solitaire auch Erfahrungen und Erlebnisse mit seinem Vater auf, der in umfangreichem Maße astronomische und mathematische Wissenschaften betrieb.

*„Faust steht auf seinem Astrologium,
dem hochgemauerten, uralten Turme,
die Nacht ist klar, und er schaut ernst und stumm
zur Stadt hinab, dem finstern Erdenwurme.*

...

*„Nur hier verschmachten wir in enger Not!
Verflucht der Morgen, welcher angegraut
Mir in das übernacht'ge Aug' geblickt,
wenn ich den Kopf, als säß ich bei der Braut
dem Leichnam auf die faule Brust gebückt!
Verflucht der dumpfen Nacht Alleinsamkeit
Da das Skalpell mir in der Hand geblitzt,
Fluch meiner Brust mit ihrem wüsten Leid,
das noch um keinen Schritt mir hat genützt!“*

Sehnsucht, Einsamkeit und Unerfülltheit ziehen sich durch das gesamte Werk von M. Solitaire. Mehrfach haben Literaturwissenschaftler diese Grundstimmung des Autors interpretiert. Man muss sicher den Widerspruch hervorheben, der für ihn charakteristisch ist. Auf der einen Seite ist er außerordentlich naturverbunden, nur teilweise rückt er die gefährliche Urgewalt der Natur in den Mittelpunkt, auf der anderen Seite ist für ihn die Natur eine unergründliche und schwer zu verstehende Schicksalsfrage des Menschen. In einem seiner Gedichte, veröffentlicht 1864, heißt es zum Beispiel:

*„Eins scheint mir tränenwert, dass gar so karg
Und dürftig für so manche Kreatur
Des Lebens Sterne schimmern; dass sie so arg
Mit ihren Kindern waltet die Natur:
Und selbst mit denen, die zu Lieblingen
Sie auserlesen, die mit allen Dingen
Und allen Gaben reichlich sie versehen,
Nur nicht mit der, die Dinge zu verstehen.“*

Unter dem Pseudonym M. Solitaire sind die meisten literarischen Werke von W. Nürnberger erschienen, von denen wir die wichtigsten Veröffentlichungen hervorheben: Seine erste Novelle „Die Erben von Schloss Sternhorst“ brachte er 1847 in Landsberg/Warthe beim Verlag Volger & Klein heraus, versehen mit der geradezu klagenden Widmung „Dem Träume der Jugend und dem Liebestraume zum ewig tränenwerten Lebewohl!“. Im gleichen Verlag folgt 1848 sein erster Versuch, sich im Schauspiel zu bewähren, das Lustspiel „Die beiden Finkenstein“. Auch sein erster größerer Sammelband erscheint auch hier in Landsberg 1852 unter dem Titel „Bilder der Nacht“. Erwähnenswert sind zwei Bände mit Novellen, die 1856 im

Verlag Mathes in Leipzig erscheinen und sich mit einem beliebten Motiv des Autors, mit dem Verhältnis des Menschen zum Meer, beschäftigen: „Trauter Herd und fremde Woge“ und „Dunkler Wald und gelbe Düne“. Im gleichen Jahr erscheinen 1858 noch zwei weitere umfangreiche Sammelbände: „Erzählungen bei Nacht“ und „Das braune Buch – Novellen, Phantasiestücke und Historien. Wenig später, gibt der Verlag Hübner in Leipzig 1860 einen weiteren Novellenband heraus: „Erzählungen bei Licht“. Dieser Veröffentlichung folgt im Verlag Büchting in Nordhausen 1863 der einzige Roman von M. Solitaire unter dem Titel „Diana-Diaphana oder die Geschichte des Alchimisten Imbecell Kätzlein“, ein umfangreiches, dreibändiges Werk, das aber wohl wenig Aufmerksamkeit gefunden hat. Schließlich ist noch der letzte uns bekannte Novellenband „Erzählungen bei Mondenschein“ 1865 wiederum bei Mathes in Leipzig erschienen. Von Veröffentlichungen außerhalb von Buchausgaben sehen wir hier ab.

Bedeutende Persönlichkeit

Bis zum Kriegsende 1945 erinnerte am einstigen Elternhaus von M. Solitaire in der Bergstraße 13 eine Tafel, die



Deckblatt einer seiner dichterischen Veröffentlichungen.

die Erinnerung an seinen Vater J. E. Nürnberger wachhalten sollte. Woldemar Nürnberger selbst wohnte und praktizierte als Dr. med. in der Poststraße 4. In der Einleitung des Herausgebers zu einer Neuauflage der Novelle „Großmutter Schlangenbraut“ von 2018 (Erstausgabe war 1858) heißt es: „Von dem Poeten selber wissen wir nur sehr wenig. Einige gute Bildnisse von ihm sind mir bekannt. Nennenswerte biographische Kunde über ihn ist nicht auf uns gekommen. Auch gute Familien- und Ortstradition versagt vollständig. Eine fast sagenhafte Erinnerung an einen sonderbaren Arzt, der auf seinem Schimmel reitend seine Kranken besucht und einst eine der bedeutendsten Persönlichkeiten im weiten Umkreise der Stadt war, der dabei aber allerhand wunderliche Gewohnheiten hatte und ein starker Zecher war, was in der Überlieferung seines Wohnortes von ihm lebendig geblieben ist. Von seinem Nachlass hat sich nichts erhalten.“ Was wir aber darüber hinaus auch kennen, klingt ganz anders als seine in vielen Gedichten und Novellen zum Ausdruck kommende pessimistisch-schwermütige Grundstimmung. So äußerte er sich in zwei politischen Schriften mit positiven Blicken auf die Zukunft zu verschiedenen gesellschaftlichen Problemen seiner Zeit. Es ist durchaus nicht allgemein üblich gewesen, dass damals Schriftsteller zu politischen Ereignissen Stellung bezogen haben. W. Nürnberger aber tat dies äußerst engagiert, wie es – und auch das ist bemerkenswert – auch andere Landsberger Persönlichkeiten getan haben. Von ihm erschienen im Jahr der bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848 zwei Schriften, in denen er sich mit den Vorgängen dieser Zeit auseinandersetzte. Die von ihm geäußerten Ansichten belegen, dass er die Entwicklungen in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts sehr klar erkannt hatte. Das soll im Folgenden gezeigt werden. Etwa Mitte 1848 veröffentlichte Nürnberger im Verlag Volger & Klein in Landsberg seine erste Stellungnahme zum Revolutionsgeschehen. Die Schrift trug den Titel: „1848. – Was erlebten wir in diesem welterschütternden Jahre schon alles, und was können und werden wir noch alles erleben? Reflexionen über Revolutionen, Worte der Versöhnung und der Hoffnungen auf die Zukunft.“ Zunächst drückte er seine Erwartung aus: „Dem jungen, kräftig erblühenden konstitutionellen Club zu Landsberg a. d. W. mit dem aufrichtigsten Wunsch segensreichsten Gedeihens gewidmet vom Verfasser.“ Gleichzeitig hielt er aber als Vorwarnung auch ein mahnendes Wort für notwendig: „Wie hoch wir auch das Siegesfest begingen, noch unabsehbar endlos ist das Ringen.“ In seinen Darlegungen knüpft er zunächst ausführlich an die Revolutionsereignisse 1848 in Frankreich an, die zum Sturz des absolutistischen Königs Louis Philipp führten: „Und der Stern ging unter in einer Nacht: spurlos ging er unter, und auf dem Königshause wehte die rote Fahne der Volksherrschaft, die Fahne der Barrikaden in stolzen Wallungen und war anzusehen in schrecklich schöner Erhabenheit ..., und es rauschte fort in alle Welt die große, die unerhörte Kunde: Frankreich ist abermals Republik!“ Auch auf die Entwicklung in Österreich ging er auf die Absetzung des Habsburger Kaisers ein, „als der Weltgeist Atem holte“. Dieser

Hinweis auf den „Weltgeist“, auf die Stimmung der Zeit, weist auf eine Schrift seines Landsberger Freundes, den Arzt und Schriftsteller **Bornitz** hin, der sich schon 1847 zu diesem Thema geäußert hatte. Dann kam er auf Preußen zu sprechen. „Wir wenden uns ... zu der Revolution in Berlin, die eine der wunderbarsten ist, ja, geradezu die wunderbarste, die je die Geschichte erlebt.“ Er meint, dass noch nie jemand so viel Instinkt für die Erfordernisse der Zeit bewiesen hätte, „als das Volk in Berlin (das heißt das besitzlose, das Volk vierter Klasse, die leider sogenannten Auswürflinge der Gesellschaft, die keinen andern Ort haben, da sie ihr Haupt niederlegen, als im Sommer den Tiergarten, als im Winter die Schlafstelle gegen Wochenmiete) ...“ Nürnberger würdigt diese „Unterschicht“ ferner mit den Worten: „Wir haben von dem sogenannten vierten Stande, das heißt dessen „Capite censis“ (= dessen Geist), was von der übermütigen Bourgeoisie bisher nur durch „infames Lausegesindel“ übersetzt wurde, als von denen gesprochen, die Leib und Leben in der glorreichen Märznacht dem Kanonendonner des in den letzten Zügen ringenden Absolutismus hinopfernten ...“ Trotz mancher versöhnlicher Hoffnungen sieht er kommende Entwicklungen recht deutlich: „Und hier seien denn auch zum ersten Male die bisher absichtlich vermiedenen Worte: Kommunismus und Proletariat genannt, die auch Schiboletths [= Erkennungszeichen] unserer Zeit sind. Sie haben durch die jüngsten Ereignisse eine Aufmunterung, eine Belebung gewonnen, die den Kampf um das Eigentum als einen unvermeidlichen erscheinen lassen ... Also weil wir, die besitzen, auf einem Vulkan stehen, dessen Ausbruch mit jedem Moment erfolgen kann, weil das Volk eingesehen hat, dass es unwiderstehlich ist, wenn es unwiderstehlich sein will, ... dass der Mensch Alles kann, was er will, auch das scheinbar Unmögliche ...: deshalb haben wir zu befürchten ... Die Besitzenden müssen anfangen im Besitzlosen auch den zum Besitz Berechtigten anzuerkennen ... Wir müssen lernen uns im Ganzen zu empfinden, ... uns im Vorgefühl sonnen an der dämmernen Sonne der Freiheit, die unseren Nachkommen im Zenit stehen wird.“



Im Jahre 2009 wurde in Gorzów am Haus Still-Leben in der ehemaligen Bergstrasse 13 (jetzt Drzymały 13) unter reger öffentlicher Anteilnahme eine Gedenktafel enthüllt.

Am Ende dieser Streitschrift fasst er seine aufkommen- den Befürchtungen noch einmal zusammen: „Ich habe zum Schluss meiner Reflexionen noch die versprochenen Worte der Beruhigung und der tröstenden Aussicht in die nahe und ferne Zukunft hinzuzufügen. Ich finde nur sparsam und vereinzelt diese Worte in meinem Herzen, denn so lange im alten Europa politisches Leben lebt und webt, haben wohl noch nie dunklere Wetterkolosse am Horizonte dräuend gestanden ... Es ist Wind gesät, es wird Sturm geerntet werden ... Wir wollen uns rüsten: wir wollen das Feuer der Begeisterung nicht erlöschen lassen, ... nicht in der Asche versinken lassen die Flamme, die so heilig loderte, die der Menschheit ewig zu Ehren gereichen wird.“

Politisch hoch interessiert

Unter dem Namen „Johannes Muckenicht“ veröffentlichte W. Nürnberger 1848 schließlich eine zweite Schrift, die die Enttäuschung über die gescheiterte Märzrevolution dieses Jahres zum Ausdruck brachte, erschienen ebenfalls im Verlag von Eduard Volger & Klein in Landsberg. Der lange Titel dieser Schrift lautete:

„Michel! Du schläfst noch! Oder: Sonnenklarer und handgreiflicher Beweis, dass im Jahre 1848 weder in Berlin, noch in Wien, noch sonst irgendwo in Deutschland eine Revolution oder etwas Ähnliches stattgefunden habe. Erbauliche Betrachtungen über die Zeit und ihren Umstand. Motto: Was hat eigentlich die Stunde geschlagen?“

Mit diesem Titel knüpft er an das schon seit dem 16. Jahrhundert bekannte Symbol für den Deutschen an. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde damit generell deutsche Mentalität und ein entsprechender Nationalcharakter zum Ausdruck gebracht. Dabei gibt es für diese Zeit zwei Begriffsinhalte zu unterscheiden. Im Vormärz war der „deutsche Michel“ ein starkes Wesen, dem zuzutrauen war, dass er die gesellschaftlichen engen feudalen Bande sprengen könne und revolutionären Geist zu entwickeln in der Lage war. Nach den weitgehend gescheiterten Märzereignissen 1848 und den nachfolgenden konservativ-reaktionären Entwicklungen wurde der „Michel“ wieder zu einer kraftlosen Figur, die ja nun besiegt sei. Als „Johannes Muckenicht“ ist M. Solitaire einer der ersten, der bereits wenige Monate nach der Märzrevolution 1848 den deutschen Michel wieder aus dem Schlaf und der um sich greifenden Resignation herausholen wollte. In dieser Schrift, in der die Ereignisse seit dem März 1848 in Preußen, in ganz Deutschland, in Österreich und anderen europäischen Ländern analysiert werden, betont er seinen grundsätzlichen Ausgangspunkt, „nämlich darzutun, dass durch die Ereignisse des laufenden Tages, durch den geschichtsgemäßen, in der menschlichen Unvollkommenheit begründeten Rückschlag, durch die Rückbrandung der auslaufenden Wogen, welches man so gemeinhin mit dem Namen der „R e a k t i o n“ bezeichnet, die sozialen und politischen Verhältnisse dergestalt zu so ganz andern Formen geführt und den früheren so adäquat gemacht werden, dass die Tages des 18. und 19. März

mit ... ihren „E r r u n g e n s c h a f t e n“ ... als Ausgeburten einer wüsten Vision, als ein Traum des „n o c h S c h l a f e n d e n“, wie er sich gern schimpfen lässt, „M i c h e l“ erscheinen werden. ... Wir hatten gebetet für die ringende Freiheit! ... Es war umsonst! Es war umsonst für die Freiheit verspritzt das Blut der Helden, die sich losringen, die ihr Volk frei machen wollten ... Und mag es dem Augenblick gelungen sein darzutun, „dass die Revolution nie dagewesen“; mag es auch geglückt sein, mit allerlei Wortkram zu beweisen, dass sie eine Lüge gewesen, sie wird selber kommen, eine strahlende siegreiche Riesin, und wird Euch am Ende zurufen mit ihrer Donnerstimme: Ich will es Euch beweisen: I c h b i n d o c h d a g e w e s e n!“

In diesen beiden Schriften wird ein ganz anderer Autor sichtbar als in seinen Gedichten und Erzählungen. Hier erweist sich M. Solitaire als ein politisch und gesellschaftlich hoch interessierter Mensch und nach Freiheit und Fortschritt strebender Bürger. Gleichzeitig ist er nicht nur bloßer Unterstützer demokratischer Bestrebungen, sondern er blickt viel weiter voraus. Natürlich war er weder Sozialist noch Kommunist, aber die von ihm geäußerten Ansichten über den vierten Stand und das Proletariat sind in ihrer Tendenz vergleichbar mit den Visionen, die Karl Marx im gleichen Jahr im „Kommunistischen Manifest“ über die Zukunft der Arbeiterklasse vorgelegt hat!

Harmlose Heiterkeit

Das Pseudonym „Hilarius Bierfreund“ finden wir nur ein einziges Mal. Ebenfalls im eigentlich schwierigen und turbulenten Jahr 1848 erscheint diese humoristische Schrift über den Biergenuss in zwei Verlagen in Landsberg und in Magdeburg. In mehreren Zeitungen in deutschen und österreichischen Regionen erscheinen Anzeigen von Buchhändlern, die diese Schrift anbieten. Einige Anzeigen von August bis Oktober 1848 fassen wir hier zusammen: „*August, oder der Bierwirt und Biertrinker wie er sein soll und muss. Ein unentbehrliches Not- und Hilfsbüchlein für jeden Bierwirt und für jeden Biertrinker, sowie für alle solche, die es werden wollen. Nebst deutlicher Anweisung, sich in Bierstuben richtig zu benehmen, und in dem unangenehmen Falle des etwa ‚an die Luft Gesetztwerdens‘ den nötigen Humor und Wohlanstand und die ersprießlichste Grazie zu beobachten. Erstes derartiges und mit Trink- und Pressfreiheit gedrucktes Werkchen, worin Alles nach eignen gründlichen feuchten Erfahrungen beschrieben ist, von Hilarius Bierfreund, Professor der Biertrinkkunst, Landsberg 1848.* – Nachdem eine große Politik lange schon die Gemüter der Menschheit bewegt hat, ist es endlich wohl an der Zeit, sich einmal wieder der harmlosen Heiterkeit und dem Scherze zuzuwenden, und dazu soll und wird das hübsche Büchlein gewiss beitragen.“

Das Pseudonym „Carl Siebenpfeiffer“ tritt, so weit bekannt, ebenfalls nur einmal auf, bereits im ersten Halbjahr 1847 bei Volger & Klein in Landsberg/Warthe: „*Skizzen, Novoletten, Notizen. Spaßiges, Ernstes u. m. dergl. aus dem Buchhändler-Leben und dem Buchhändler-Treiben von ehemals und von jetzt. Fremdes und Eignes von Carl Siebenpfeiffer. – 1. Heft.*“ Das Bändchen selbst ist heute nicht mehr aufzufinden.

Freundschaftlicher Gedankenaustausch

M. Solitaire pflegte mit einer ganzen Reihe von Literaten seiner Zeit freundschaftlichen Gedankenaustausch. Da ist u. a. der Jurist und Schriftsteller **Johann Ulrich Hermann v. Loeper** (Künstlernamen: Johann Ulrich), den er wohl während seines Studiums in Berlin kennenlernte und dem er 1865 seine „Erzählungen bei Mondenschein – Neue Novellen“ mit dem Vorspruch zueignet „Dem treubeständigen Freunde aus frühester Jugendzeit Herrn Hermann von Loeper widmet diese neuen Novellen zum Zeichen unveränderter Gesinnung - M. Solitaire“. Weiter korrespondierte er mit **Hermann Marggraff**, Redakteur verschiedener zeitgenössischer Journale, dem er schon 1860 seine „Erzählungen bei Licht – Novellen“ mit den Worten widmet: „Dem verdienten deutschen Schriftsteller Dr. Hermann Marggraff freundschaftlichst zugeeignet vom Verfasser“. Schließlich benennt er zwei weitere Persönlichkeiten, die ihm



Die Gedenktafel würdigt von Vater und Sohn Nürnberg und wurde 240 Jahre nach dem Tod von Woldemar Nürnberg zum Andenken an die Söhne dieser Stadt gestiftet.

nahestanden, einer seiner Novellenbände enthält den Vermerk: „Seinen vielbewährten teuern literarischen Freunden, den Schriftstellern Herrn **Moritz Horn** und **Adolf Stern**, widmet zum Zeichen aufrichtigster Gesinnung die ‚Erzählungen bei Nacht‘ – der Verfasser.“ Den Literaturhistoriker Adolf Stern haben wir weiter oben bereits als den ersten Biographen von M. Solitaire erwähnt.

Scharfe Kritiken

In verschiedenen Rezensionen einschlägiger Zeitungen und Zeitschriften wurde die manchmal überbordende Phantasie von M. Solitaire kritisch hervorgehoben. So hieß es – um nur ein Beispiel zu nennen – in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ in der Ausgabe vom 23.04.1857, „dass der Stoff selbst ein größeres Interesse nicht anzusprechen imstande ist; wohl aber wollen wir die Art und Weise der Darstellung hiermit als Ausfluss eines nicht ungeschickten Talents anerkennen. ... Der Verfasser verfügt über einen großen Reichtum an Bildern, die originell, vielleicht nur hier und da etwas zu gesucht sind; er malt mit Schatten in düstern Farben ... Es weht ein schauerlicher, unergründlicher Geist ..., das Böse tritt allzusehr in den Vordergrund ... Die Phantasie, die wir in diesen Bildern nicht bestreiten, ist aber zu blutig, die Farben zu grelle und dagegen der Humor ... zu sehr im Kontraste zu dunkeln, schaudervollen Hintergründe der Erzählung.“ Gerade wegen der einerseits schwermütigen und andererseits phantastischen Darstellungsweise ist M. Solitaire zu seinen Lebzeiten verschiedentlich nachgesagt worden, dass er den Stil anderer Schriftsteller der Zeit kopiere. Besonders häufig wurde ihm eine starke Nähe zum Schriftsteller **E. T. A. Hoffmann** unterstellt, der sich ebenfalls der Phantastik zuwandte. M. Solitaire hat sich dagegen mehrfach zur Wehr gesetzt. In einem Nachwort zu seiner Novellen-Sammlung „Erzählungen bei Nacht“ beklagt er sich: „Wenn sich der Verfasser ..., von dem nun schon eine ganze Reihe belletristischer Produktionen dem Leser vorliegt, im allgemeinen ebenso wenig über Mangel an Teilnahme seitens des lesenden Publikums wie über Mangel an Anerkennung seitens der Kritik zu beklagen hat, ... so ist nichtsdestoweniger hier ein Umstand zur Sprache zu bringen, der umso kränkender ist, als er auf einer großartig falschen Ansicht beruht. Der nämlich, dass von manchen Seiten und nicht einmal, sondern viele Male, die Nachahmung bekannter und unbekannter Muster zum Vorwurf gemacht wird. ... Hoffmanns Figuren haben mit dem Leben gar nichts zu tun; es sind eben vollkommen abstrakte Gestalten, lediglich erfunden, um Grauen und Schrecken hervorzubringen ... Damit nun vergleiche man die Kreaturen des Verfassers, diese haben die Welt unter ihren Füßen, und wenn sie auch meist hinwandeln in Schatten und Nacht, so sind doch diese Schatten wirkliche Schatten, hervorgebracht durch den Körper, der vor der Sonne steht; und die Nacht ist die wirkliche Nacht, in der auch die übrigen Menschengeschöpfe leiden, schlafen und träumen. ... Wo ist denn hier die bodenlose Phantastik? Wo ist denn hier die schwärmende Willkür der Erfindung?“

Ausgeprägte Originalität

Adolf Stern gibt 1865 in seiner Schrift „M. Solitaire. – Eine kritische Skizze“ eine abschließende Würdigung des Werkes von Woldemar Nürnbergger:

„Eine zu gleicher Zeit so unendlich mannigfaltige, von reichster Abwechslung in Erfindung und Charakteristik getragene, und doch durch ausgeprägte Originalität einheitliche Sammlung, haben wenige Schriftsteller der Gegenwart darzubieten. ... Und so wenig wir uns ... irgend welchen Illusionen über den Effekt literarischer Besprechungen hingeben, so wünschten wir doch von ganzem Herzen, dass diese Anregung wenigstens die kleine Zahl wirklicher Literaturfreunde für einen Dichter interessieren möchte, der nicht nur, wie **Rudolf Gottschall** (Deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts, III. Teil) von ihm rühmt, „durch Originalität der Weltanschauung und Darstellungsweise von den Autoren der Masse unterschieden ist“, sondern durch die Ursprünglichkeit seiner poetischen Anlage, die Gewalt seines Talents, sich über die Masse der neuen Romanautoren und Erzähler erhebt, unter der er mit Unrecht noch vielerseits mitgezählt wird.“ Woldemar Nürnbergger alias M. Solitaire verstarb am 17.04.1869 im Alter von 50 ½ Jahren in seinem einstigen Elternhaus, dem hoch gelobten „Still-Leben“ seines Vaters J. E. Nürnbergger und der Heimstätte seiner Kinder- und Jugendjahre in der Bergstraße 13 in Landsberg/Warthe. Mit den im vorliegenden Aufsatz vorgestellten Fakten zum Leben und Werk von Woldemar Nürnbergger/M. Solitaire haben wir versucht, dieser herausragenden Landsberger Persönlichkeit gerecht zu werden. Natürlich bleibt vieles ausgespart, was man in zeitgenössischen Besprechungen seiner Werke über ihn geschrieben hat, weil es den Umfang unserer Betrachtungen sprengen würde. Aus dem gleichen Grunde müssen wir auf eine eigene detailliertere Vorstellung seiner Gedichte und Novellen verzichten. Wir hoffen trotzdem, dem Leser ein farbiges Porträt des Autors vorgelegt zu haben.

**Prof. Dr. Joachim Gasiecki, geb. 16.05.1934 in Landsberg (Warthe), lebt in Neubrandenburg.*



Das Still-Leben: Wohn- und Sterbehaus des Dichters M. Solitaire (Woldemar Nürnbergger) in Landsberg (Warthe).

Granitstein und kleines Museum entdeckt

Liebe Redaktion,

man führte mich kürzlich an einen alten, schon etwas in eine Eiche eingewachsenen Granitstein – möglicherweise ein Grabstein – dessen Inschrift man gerne entziffert hätte. Der Stein befindet sich in Massin/Mosina. Anscheinend wurde er kürzlich lackiert; vielleicht hat man vorher Schmutz und Flechten heruntergebürstet.

Freundliche Grüße

Friedel Fröhlich

Nipkowstr. 73, 12489 Berlin, geb. am 02.12.34 in Ludwigsruh

E-Mail: f.f.frohlich@t-online.de



Der Granitstein in Massin. Wer kann Angaben zu der Inschrift machen?

Übrigens haben wir uns auch das Museum in Lubiszyn (Ludwigsruh) angesehen:

Herr Lewek sammelt aber nicht nur militärische Ausrüstung, sondern hat auch begonnen, kleinere Gegenstände aus dem Alltag der früheren Bewohner Ludwigsruhs zu zeigen, so z. B. stark verrostete Bügeleisen aus der Zeit der (Holz-)Kohleheizung oder der mit dem heißen Eisenkeil; sie haben wohl an die 75 Jahre draußen gelegen. Vielleicht möchte ihm jemand dazu noch etwas Altes schicken: alte Postkarten, Fotos, (kleinere) Gegenstände...

Jan Lewek, ul. Pocztowa 38,

66-433 Lubiszyn, Polen

<http://muzeum.kostrzyn.pl/de/festungstage-buch/aktuelle-meldungen/item/575-museum-des-zweiten-weltkriegs-in-lubiszyn>



Ein Blick in das Museum in Lubiszyn (Ludwigsruh).



Das Museum von Jan Lewek in Lubiszyn (Ludwigsruh).

Anmerkung der Redaktion:

Auf der oben genannten Internetseite vom Museum Küstrin findet sich folgende Beschreibung des Museums in Ludwigsruh: Museum des Zweiten Weltkriegs in Lubiszyn. Jan Lewek ist der Kustos und Eigentümer der Exponate. Hier können Sie die gesammelten Exponate der Mitglieder des Historischen Vereins „Prawda“ kennenlernen können. Unter den Exponaten befinden sich zahlreiche vom Eigentümer selbst entdeckte oder erworbene Unikate. Wir empfehlen Ihnen sehr, dieses Museum zu besuchen und halten als Anreiz interessante Fotos bereit.

Zanzin — Kontakte erwünscht

Hiermit möchte ich Ihnen mitteilen, dass wir das Heimatblatt sehr interessiert verfolgen. Auch wenn das Interesse an der alten Heimat wohl mehr und mehr schwindet. Wir waren nunmehr zweimal in der alten Heimat Zanzin (Santocko). Eventuell können wir jemanden finden, der auch mal Lust hat, in die Heimat unserer Großeltern zu reisen. Wir sind die Enkel der Familien **Hapke** und **Gabriel** aus Zanzin.

Im Anhang sende ich Ihnen noch zwei Fotos unseres alten Hauses, welches noch gut erhalten ist und letztes Jahr renoviert wurde.

Über Kontakte und Informationen würden wir uns sehr freuen.

Mit freundlichen Grüßen

Rene Stibbe

E-Mail: stibbe.ren@googlemail.com



Das Haus unserer Großeltern in Zanzin.



Das Haus nach der umfassenden Renovierung.

Suchmeldung Familien Hartmann und Steinberg aus Landsberg/Warthe

Sehr geehrter Leserinnen und Leser,
meine Ahnenforschung ist in Landsberg bislang leider zum Stillstand gekommen, über diese Anfrage im Heimatblatt hoffe ich, etwas weiter zu kommen. Meine Urgroßmutter war **Martha Maria geb. Hartmann**, ihre Eltern waren **Karl Friedrich Wilhelm Hartmann** und **Karoline Friederike Hartmann geb. Steinberg**. Martha Maria ist am 27.11.1849 in Landsberg/Warthe geboren und am 16.12.1849 evangelisch dort getauft worden. Am 17.09.1871 heiratete sie in Nakel/Nakło bei Bromberg den **Simon-Maximilianus Więckowski** (Wieckowski, Wienskowski). Die Vermutung liegt nahe, dass zumindest meine Urgroßmutter oder auch die ganze Familie nach Nakel umsiedelten, denn in dieser Region sind mehrere ihrer Kinder geboren.

Ich suche nach allen Hinweisen zu diesen Familien Hartmann und Steinberg aus Landsberg/Warthe.

Bitte nehmen Sie direkt mit mir Kontakt auf. Vielen Dank!

Freundliche Grüße

Jochen Ullrich

Himmelpfortener Weg 52, 59823 Arnsberg

Tel.: 02931/77893

E-Mail: jochenullrich@gmx.net

Heimatblätter dringend gesucht

*Ich möchte gern alte Sammlungen von Heimatblättern übernehmen, die wegen Ablebens der Bezieher oder aus Platzmangel abgegeben werden sollen. Mich interessieren insbesondere die **Jahrgänge ab 1949 bis 1970**. Ich würde selbstverständlich das Paketporto erstatten.*

Jürgen Bahr

78315 Radolfzell am Bodensee

Tel.: 07732 1 36 48

Mobil: 0178 136 48 09

E-Mail: juergen.bahr@binaity.de

Heimatblätter abzugeben

Ich kann aus meiner Sammlung folgende überzählige Heimatblätter abgeben:

| | |
|----------------|-------|
| Juni 2002, | HL 24 |
| August 2002, | HL 34 |
| Juni 2009, | HL 38 |
| Dezember 2014, | HL 49 |

Norbert Funke

Carl-von-Ossietzky-Platz 11

31226 Peine

Heimatblätter abzugeben

Aus Altersgründen möchte ich folgende Heimatblätter abgeben:

| | |
|---------------|---------------|
| Jahrgang 2000 | Jahrgang 2006 |
| Jahrgang 2001 | Jahrgang 2007 |
| Jahrgang 2002 | Jahrgang 2008 |
| Jahrgang 2003 | Jahrgang 2010 |
| Jahrgang 2005 | |

Mit heimatlichen Grüßen

Hildegard Ramminger

Hochstraße 14

58095 Hagen

Liebe Leserinnen und Leser,

wir freuen uns sehr über Ihre Zusarbeiten zum Heimatblatt. Falls Sie Unterlagen auf dem Postweg und nicht elektronisch an die Redaktion senden, bitte denken Sie daran, unbedingt eine Telefonnummer für eventuelle Rückfragen anzugeben.

Vielen Dank!

Seltene Fundstücke

Zinsen, von denen man heute nur noch träumen kann

Im letzten Heimatblatt haben wir schon über die Schifferfamilie Krich berichtet, deren Unterlagen die Tochter Ursula Domke geb. Krich ihrem Neffen Harry Rusch überlassen hatte. Der dort mehrfach erwähnte Hermann Krich war Eigner des Hinterradschiffes „Diana“, das er im Januar 1938 erworben hatte.

Im nächsten Heimatblatt werden wir ausführlich über diesen Vertragsabschluss, der über den Spar- und Vorschussverein „Einigkeit“ in Fürstenwalde (Spree) finanziert wurde, berichten, denn Harry Rusch hat uns erneut umfangreiche Unterlagen geschickt. Heute zunächst ein dazu passender Fund von Herrn Rusch, der sicherlich sehr selten ist.

Man könnte sich heute fragen, warum ein Schiffseigner aus Zantoch im Kreis Landsberg (Warthe) seine finan-

ziellen Angelegenheiten mit einem Sparverein in Fürstenwalde (Spree) regelte, und nicht in der nahegelegenen Kreisstadt Landsberg (Warthe)?

Waren vielleicht die Konditionen, über die das abgebildete Informationsblatt des Spar- und Vorschussvereins „Einigkeit“ informierte und damit wohl auch warb, zu damaliger Zeit so gut, dass sich der weite Weg nach Fürstenwalde (Spree) lohnte?



Ein Original-Anteilsschein des Spar- und Vorschussvereins „Einigkeit“ Fürstenwalde (Spree) über 100 Reichsmark.



Spar- und Vorschuss-Verein „Einigkeit“

eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht

Fürstenwalde, Spree

Sparkonten für jedermann!

Scheck- u. Überweisungsverkehr!

Erledigung aller Bankgeschäfte!

Haus „Einigkeit“, am

Fernruf: Nr. 233

Postcheck-Konto: Berlin Nr. 1331 70

Reichsbankgiro Frankfurt/Oder

Landesgenossenschaftsbank Karmark, Berlin N 4

Zentralkasse Nordde. Volksbanken, Berlin W 35

Dresdner Bank, Berlin W 54

Mitglied des Deutschen Genossenschaftsrings

Direktionschrift: „Einigkeit“ Fürstenwalde, Spree

Richtig sparen heißt
sein Geld zinsbringend
anlegen; denn darin liegt
doppelter Gewinn!

U. Zeichen:

U N S E R E Z I N S - S Ä T Z E

Für Spar-Einlagen

gewähren wir z.Zt. unter Berücksichtigung der erfolgten gesetzlichen Zinssenkung vom 1.5.1940 nachstehende höchstzulässige Zinssätze:

Normal-Spareinlagen 2 3/4 %

(Von Normal-Sparkonten können monatlich bis zu RM 1.000,- ohne Kündigung abgehoben werden. Höhere Beträge unterliegen vierteljährlicher Kündigung.)

Spar-Einlagen mit vereinbarter Kündigungsfrist

Bei halbjährlicher Kündigung 3 1/4 %

Bei jährlicher Kündigung 3 3/8 %

S P A R - K O N T E N

führen wir

für jedermann

- also auch für Nicht-
Mitglieder.

Guthaben in laufender Rechnung zu täglicher Verfügung verzin- sen wir z.Zt. mit 1 1/4 %. Laufende Konten eignen sich gut zur Anlage von Geldern, die bald wieder benötigt werden, die man aber trotzdem verzinsbar und aus Sicherheitsgründen gut aufbewahrt wissen möchte.

L e g e n S i e, b i t t e, a l l e S p a r g e l d e r

- auch die Ihrer Angehörigen - bei uns an!

- Beratung und Förderung in allen Geld-Angelegenheiten bereitwilligst

Informationsblatt des Spar- und Vorschussvereins „Einigkeit“ Fürstenwalde (Spree) aus dem Jahr 1940.

Not macht erfinderisch

Landsberger Notgeld aus der Zeit des ersten Weltkrieges

Hildegard Ramminger*

Angeregt durch den Beitrag von Ingeborg Wienhold im Heimatblatt 59, Seite 34 hat unsere Leserin Hildegard Ramminger ihre Schubkästen befragt und ist fündig geworden. Was da zum Vorschein kam, waren Geldscheine aus der Zeit des I. Weltkrieges – das Notgeld. Bei Wikipedia fanden wir einige Erläuterungen.

Das Vertrauen in Notgeld ist in Kriegs- und Krisenzeiten oftmals größer als in offizielles Geld. Es wird in inländischer, ausländischer oder historischer Währung ausgegeben, aber auch als Anspruch auf Waren wie Getreide, Zucker oder Holz. Notgeld wird nur als Zahlungsmittel gebraucht, nicht zu Kreditzwecken. Mit Beginn des Ersten Weltkrieges wurden als Erstes in Ostpreußen 1914er Notgeldscheine ausgegeben. Es folgten sehr viele weitere Ausgaben 1914/15 im ganzen Deutschen Reich. Eine besonders große Menge von Notgeld wurde im Deutschen Reich in den Jahren während und nach dem Ersten Weltkrieg und während der Hyperinflation 1923 ausgegeben. Das Horten von Silbermünzen und der Metallbedarf der Kriegsindustrie führten zu Kleingeldmangel. Staatsbanken, Städte, Gemeinden, Kreise und Privatfirmen sprangen in die Lücke und deckten den Bedarf mit eigenen Ausgaben,

für den Geldumlauf bestimmten „Verkehrsausgaben“. Die große Anzahl von variantenreich gestalteten Geldscheinen mit viel Lokalkolorit erweckte bald auch das Interesse von Sammlern, was dazu führte, dass viele Notgeldscheine gar nicht mehr für den Umlauf, sondern eigens für die Sammler gedruckt und ausgegeben wurden. Solche Scheine werden Serienscheine genannt. Das deutsche Notgeld des Ersten Weltkrieges lässt sich in zwei Perioden unterteilen: erste Periode der kleinen Nominalen bis etwa 20 Mark um 1916 bis 1919 und die zweite Periode ab etwa 1921 mit hohen Nominalen, bis in den Billion-Mark-Bereich.

www.wikipedia.de.org/wiki/Notgeld

*Hildegard Ramminger, geboren am 21.03.1940 in Landsberg (Warthe), lebt heute in Hagen.



Die Scheine wurden ungültig, wenn sie nicht innerhalb von vier Wochen nach Bekanntmachung zur Zahlung vorgelegt wurden, darauf wies der Magistrat der Stadt Landsberg (Warthe), allen voran Bürgermeister Otto Paul Gerloff, auf der Rückseite der Scheine hin.



Es gab Fünf-, Zehn-, Zwanzig- und Fünzigmarkscheine, die sich farblich voneinander abhoben. Über den Ursprung des Designs ist leider nichts bekannt.



Die hier abgebildeten Notgeldscheine dürften aus der ersten Periode des Notgeldes im I. Weltkrieg stammen. Sie sind bei Sammlern auch heute noch im Umlauf.

Alle Bilder: Ramminger

Stiftung Brandenburg

Verabschiedung der Stiftungsratsvorsitzenden und des Kurators

Die Weihnachtsfeier der Belegschaft der Stiftung Brandenburg im Dezember 2019, zu der der Kurator, Karl-Christoph von Stünzner-Karbe eingeladen hatte, war zu gleich auch die Übergabe der beiden wichtigsten Ämter in der Stiftung.

Der bisherige Kurator, Karl-Christoph von Stünzner-Karbe und die bisherige Vorsitzende des Stiftungsrates, Ingrid Schellhaas wurden an diesem Tag verabschiedet.

Katrin Seitz, Referentin im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg war aus

Potsdam angereist, um sich bei beiden für die langjährige gute Zusammenarbeit persönlich zu bedanken. Gleichzeitig begrüßte sie die Nachfolger in den Ämtern, den neuen Kurator der Stiftung Brandenburg, Hon.-Prof. Dr. Hans-Christian Petzoldt sowie den neuen Vorsitzenden des Stiftungsrates, Jochen Ullrich.



Katrin Seitz vom MWFK (rechts) dankt der ehemaligen Vorsitzenden des Stiftungsrates, Ingrid Schellhaas (links) für ihre langjährige Tätigkeit. (Bild: Bernd Thiel)

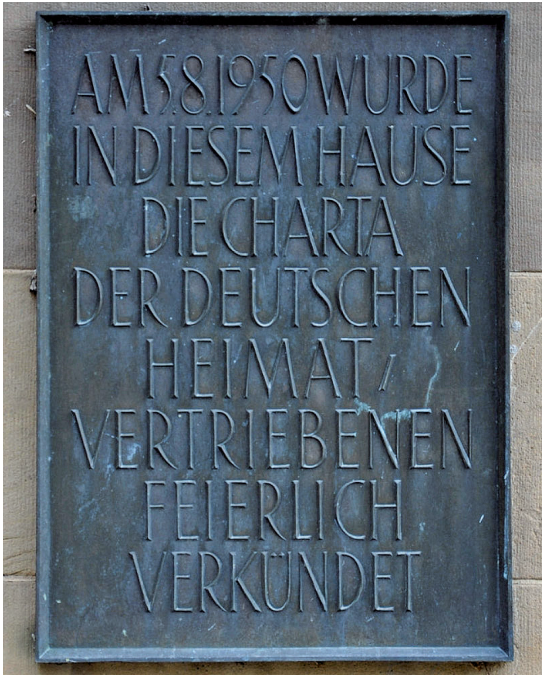


Karl-Christoph von Stünzner-Karbe, der scheidende Kurator der Stiftung. (Bild: Bernd Thiel)

70 Jahre Charta der deutschen Heimatvertriebenen

Ein von Gott geschenktes Grundrecht der Menschheit

Der Bund der Vertriebenen wollte dieses Jubiläum mit mehreren Veranstaltungen in Stuttgart gebührend würdigen. Die Feierlichkeiten wurden aber wegen der Corona-Beschränkungen bereits abgesagt und sollen laut Internetseite des BdV im nächsten Jahr nachgeholt werden.



Gedenktafel im Kleinen Kursaal in Stuttgart-Bad Cannstatt.

Die Charta der deutschen Heimatvertriebenen wurde von den Sprechern der Vertriebenenverbände und der ostdeutschen Landsmannschaften am 5. August 1950 unterzeichnet und am folgenden Tag in einer Massenkundgebung in Stuttgart-Bad Cannstatt verkündet. Die Charta nennt „Pflichten und Rechte“ der Flüchtlinge und Vertriebenen, die nach dem Zweiten Weltkrieg



Ein Gedenkstein für die Vertriebenen bzw. ihre Charta steht auch in Itzehoe in Schleswig-Holstein.

bis 1949 die deutschen Ostgebiete und andere Länder Ost- und Südosteuropas verlassen mussten. Unter diesen Rechten und Pflichten wird vor allem der Verzicht auf Rache und Vergeltung für die Vertreibung verstanden, das Schaffen eines geeinten Europas und die Beteiligung am Wiederaufbau Deutschlands und Europas. Darüber hinaus wird ein „Recht auf Heimat“ postuliert, das ein von „Gott geschenktes Grundrecht der Menschheit“ sei, und seine Verwirklichung gefordert.

Die Unterzeichner der Charta

- Karl Bartunek** (LvD Nord-Baden)
- Anton Birkner** (Karpatendeutsche LM Slowakei)
- Herbert von Bismarck** (Pommersche LM)
- Anton Deichmann** (LvD Rheinland-Pfalz)
- Erwin Engelbrecht** (LvD Bayern)
- Alexander Eschenbach** (LvD Stuttgart)
- Bernhard Geisler** (LV der Ostvertriebenen Nordrhein-Westfalen)
- Alfred Gille** (LvD Schleswig-Holstein)
- Hellmut Gossing** (LV Niedersachsen im ZvD)
- Franz Hamm** (LM der Deutschen aus Jugoslawien)
- Roman Herlinger** (Hauptausschuß der Flüchtlinge und Ausgewiesenen in Bayern)
- Linus Kather** (Zentralverband der vertriebenen Deutschen, ZvD)
- Alfred Kautzor** (Verband der Heimatvertriebenen in Württemberg, Hohenzollern und Lindau)
- Walter von Keudell** (LM Berlin-Brandenburg)
- Fritz Kimme** (LvD Bremen)
- Waldemar Kraft** (LM Weichsel-Warthe)
- Gottlieb Leibbrandt** (Arbeitsgemeinschaft der Ostumsiedler, Rußlanddeutscher)
- Rudolf Lodgman von Auen** (Sudetendeutsche Landsmannschaft)
- Erich Luft** (LvD Bayern)
- Karl Mocker** (LvD Württemberg)
- Walter Rinke** (LM Schlesien)
- Alfred Rojek** (Berliner LV der Heimatvertriebenen)
- Ottomar Schreiber** (LM Ostpreußen)
- Erwin Tittes** (LM der Siebenbürger Sachsen)
- Axel de Vries** (Deutsch-Baltische LM)
- Rudolf Wagner** (LM der Umsiedler aus der Bukowina)
- Josef Walter** (Landesverband der Heimatvertriebenen in Hessen)
- Konrad Winkler** (Interessengemeinschaft der Heimatvertriebenen in Süd-Baden)
- Erik von Witzleben** (LM Westpreußen)
- Wilhelm Zeisberger** (Neubürgerbund, Bayern)

Die Charta

Im Bewusstsein ihrer Verantwortung vor Gott und den Menschen, im Bewusstsein ihrer Zugehörigkeit zum christlich-abendländischen Kulturkreis, im Bewusstsein ihres deutschen Volkstums und in der Erkenntnis der gemeinsamen Aufgabe aller europäischen Völker, haben die erwählten Vertreter von Millionen Heimatvertriebenen nach reiflicher Überlegung und nach Prüfung ihres Gewissens beschlossen, dem deutschen Volk und der Weltöffentlichkeit gegenüber eine feierliche Erklärung abzugeben, die die Pflichten und Rechte festlegt, welche die deutschen Heimatvertriebenen als ihr Grundgesetz und als unumgängliche Voraussetzung für die Herbeiführung eines freien und geeinten Europas ansehen.

Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluss ist uns ernst und heilig im Gedenken an das unendliche Leid, welches im Besonderen das letzte Jahrzehnt über die Menschheit gebracht hat.

2. Wir werden jedes Beginnen mit allen Kräften unterstützen, das auf die Schaffung eines geeinten Europas gerichtet ist, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können.

3. Wir werden durch harte, unermüdliche Arbeit teilnehmen am Wiederaufbau Deutschlands und Europas.

Wir haben unsere Heimat verloren. Heimatlose sind Fremdlinge auf dieser Erde. Gott hat die Menschen in ihre Heimat hineingestellt. Den Menschen mit Zwang von seiner Heimat trennen, bedeutet, ihn im Geiste töten. Wir haben dieses Schicksal erlitten und erlebt. Daher fühlen wir uns berufen zu verlangen, dass das Recht auf die Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit anerkannt und verwirklicht wird.

So lange dieses Recht für uns nicht verwirklicht ist, wollen wir aber nicht zur Untätigkeit verurteilt beiseite stehen, sondern in neuen, geläuterten Formen verständnisvollen und brüderlichen Zusammenlebens mit allen Gliedern unseres Volkes schaffen und wirken.

Darum fordern und verlangen wir heute wie gestern:

1. Gleiches Recht als Staatsbürger nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch in der Wirklichkeit des Alltags.

2. Gerechte und sinnvolle Verteilung der Lasten des letzten Krieges auf das ganze deutsche Volk und eine ehrliche Durchführung dieses Grundsatzes.

3. Sinnvollen Einbau aller Berufsgruppen der Heimatvertriebenen in das Leben des deutschen Volkes.

4. Tätige Einschaltung der deutschen Heimatvertriebenen in den Wiederaufbau Europas.

Die Völker der Welt sollen ihre Mitverantwortung am Schicksal der Heimatvertriebenen als der vom Leid dieser Zeit am schwersten Betroffenen empfinden.

Die Völker sollen handeln, wie es ihren christlichen Pflichten und ihrem Gewissen entspricht.

Die Völker müssen erkennen, dass das Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen wie aller Flüchtlinge, ein Weltproblem ist, dessen Lösung höchste sittliche Verantwortung und Verpflichtung zu gewaltiger Leistung fordert.

Wir rufen Völker und Menschen auf, die guten Willens sind, Hand anzulegen ans Werk, damit aus Schuld, Unglück, Leid, Armut und Elend für uns alle der Weg in eine bessere Zukunft gefunden wird.

Stuttgart, den 5. August 1950



Rund 70.000 Heimatvertriebene versammelten sich am 5. August 1950 vor dem Neuen Schloss in Stuttgart.

Landsberger Literaturverzeichnis

der Bibliothek der
Stiftung Brandenburg



Heimatkreis Landsberg (Warthe)

Der Versand und die Bezahlung der noch lieferbaren Literatur erfolgt zentral über die Stiftung Brandenburg: 15517 Fürstenwalde/Spree, Parkallee 14, Tel. 03361-310952, E-Mail: info@stiftung-brandenburg.de
Alle Angebote zuzüglich Porto und Verpackung

Die Schriften, teils nur noch wenige Restauflagen, werden preiswert zzgl. der Versandkosten angeboten. Über die untenstehende Liste hinaus sind weitere Angebote mit Literatur der historischen Kreise Arnswalde/Nm, Soldin/Nm, Oststernberg und Weststernberg vorrätig.

25 Jahre Patenschaft mit Kreis und Stadt Herford

1957 bis 1982; ein dokumentarischer Bericht von Hans Beske - 0,50 €

Festschrift zum 125-jährigen Bestehen des Gymnasiums in Landsberg (Warthe)

1859 bis 1984, von Siegfried Beske - 0,50 €

Gorzów w mojej pamięci = Gorzów in meiner Erinnerung

von der Wojewódzka i Miejska Biblioteka, Publiczna w Gorzowie Wielkopolskim.

[Edward Jaworski, Grzegorz Kowalski], Text deutsch und polnisch - 7,00 €

Gorzów Wielkopolski – Landsberg (Warthe), Stadt- und Umgebungsplan

mit polnischen u. deutschen Bezeichnungen, Maßstab 1:16500 - 2,00 €

Heimatblatt der ehemaligen Kirchengemeinden Landsberg (Warthe) Stadt und Land

Sachregister 1949-1988, bearb. von Gerhard Butzin, 1993 - 2,00 €

Heimatblatt der ehemaligen Kirchengemeinden Landsberg (Warthe) Stadt und Land

Sondernummer. Landsberger Illustrierte: Landsberger grüßen aus aller Welt

Kurt Imm, P. Schmaeling (Bearb.) - 0,50 €

Ernst Henseler – 1852 - 1940: Ein Maler aus dem Warthebruch

Hrsg. BAG Landsberg/W. e. V., Gerhard Boese (Bearb.) - 6,00 €

ab 10 Exemplaren je 3,00 €

Kłodawa, historia pewnej wsi – Kladow, die Geschichte eines Dorfes

von Jerzy Zysnarski (Bearb.), Michael Groß (Übers.) - 1,00 €

Kolonistenverzeichnisse aus Landsberg (Warthe) und Umgebung (1740-1788)

Landsberg/W., Friedrichsstadt, Blockwinkel, Plonitz, Hopfenbruch, Giesenaue, Dühringshof und Blumenthal von Georg Grüneberg - 0,50 €

Landsberg (Warthe) – Herford: 10 Jahre Patenschaft, 1957-1967

Festschrift und Rechenschaftsbericht - 0,50 €

Landsberg an der Warthe: 1257, 1945, 1976

Hrsg. Hans Beske und Ernst Handke, Redaktion Karin Bader - Bielefeld: Gieseking,

1976-1980 – Bd. 1 bis 3

Bd. 1: Stadt und Land im Umbruch der Zeiten – 1976, Abb. - 18,00 €

Bd. 2: Aus Kultur und Gesellschaft im Spiegel der Jahrhunderte – 1978, Bild-Beilage - 18,00 €

(Bild-Beilage auch unabhängig vom Buch erhältlich)

Bd. 3. Landwirtschaft und Industrie, Handwerk, Verkehr, Verwaltung – 1980, Abb. - 20,00 €

Kurt Aurig (1883-1957) – der Landsberger Fotograf

von Matthias Lehmann, Zdzisław Linkowski, zahlreiche Abb. - 5,00 €

ab 10 Exemplaren je 2,00 €

Luteranie w Gorzowie (1537 - 2007): z okazji 470-lecia luteranickich nabożeństw w Gorzowie (Landsbergu) w 750. urodziny miasta

von Robert Piotrowski, Paweł A. Leszczyński (Hrsg.) - 2,00 €

Neumärkisches Wanderbuch: 70 Wanderungen durch die Neumark

von Günther-Fritz Mannheim, Nachdruck 1997 der Ausgabe von 1929 - 1,00 €

Marzęcin: Wspomnienie o nieistniejącej wsi = Marienspring: Erinnerungen an ein untergegangenes Dorf

Dietrich Handt (Bearb.), Ortsplan als Beilage - 1,00 €

My ze szkoły na Zawarcu = Wir aus der Schule in der Brückenvorstadt

Von Alina Nowak, in Deutsch und Polnisch, Jubiläum zum 100. Jahrestag - 0,50 €

**Patenschaft Landsberg (Warthe) – Herford 1956-1976:
Auf dem Wege zur Partnerschaft**

Hrsg. Hans Beske, Sonderdruck, zahlreiche Abb. - 0,50 €

**Plan der Stadt Landsberg (Warthe) aus dem Jahre
1940 mit heutigen Straßennamen**

Maßstab 1:12500 - 3,00 €

Wege zueinander = Drogi Ku Sobie: Landsberg (Warthe) – Gorzów Wlkp.

von Barbara Beske, Ursula Hasse-Dresing, Teresa Mika (Übers.), in Deutsch u. Polnisch - 7,00 €

Wizerunki Gorzowa Wielkopolskiego (Landsberg/Warthe) u zbiorach Muzeum

Lubuskiego im Jana Dekerta w Gorzowie Wielkopolskim = Bildnisse von Landsberg/Warthe (Gorzów Wielkopolski) in der Sammlung von Muzeum Lubuskie
Kunstmappe mit 10 Ansichten, Stichen und Fotografien aus dem Zeitraum von 1650 bis 1975 - 5,00 €

In teilweise sehr begrenzter Zahl stehen folgende Medien als CD bzw. DVD zur Verfügung:

Erinnerungen aus der Stadt Gorzów

Dieser Film zeigt eine Gruppe von Polen, die aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten stammen. Sie wurden auch 1945 aus ihrer Heimat vertrieben, da Russland diese Gebiete annektierte. Man nannte es damals Umsiedlung. Auf Wegen durch die Stadt sprechen diese Polen über ihre Erlebnisse zur Vertreibung, der oft wochen- bis monatelangen Reisen, zum Teil bis zu 1 Jahr, in Zügen bis nach Landsberg. Sie waren genauso unglücklich wie wir!

Erinnerungen aus der Stadt Landsberg

Ein Film, in dem 4 Frauen und 2 Männer Kindheitserinnerungen und Erlebnisse zu Flucht und Vertreibung 1945 schildern. Der Film zeigt die Orte in Landsberg, Gralow und Zanzin, in denen die Erzähler ihre Heimat hatten. Es werden die Erlebnisse aus der Kindheit an Beispielen geschildert und im Film mit Aufnahmen und Bildern unterlegt.

Friedensglocke

Eine Dokumentation über die Friedensglocke und die 750-Jahr-Feier der Stadt Landsberg/Gorzów – Film auf DVD

Vergangene Zeit – verlorene Orte

Film auf 3 DVDs über folgende Orte aus dem Landkreis aus heutiger Sicht, mit ausführlichem deutschem Kommentar:

Zechow - Borkow - Liebenow - Jahnsfelde - Kernein - Stennewitz - Gralow - Bürgerwiese - Ratzdorf - Zantoch - Dechsel - Neuendorf - Pollychen - Altensorge - Beyerdorf - Lipke - Schönewald - Hohenwalde - Lipkesch - Bruch - Derschau - Marwitz - Morrnn - Eulam - Zanzin - Alexandersdorf - Wepritz - Himmelstätt - Dühringshof - Marienspring - Vietz - Kladow - Tamsel - Stolzenberg - Zanzhausen - Rohrbruch

Diaschau auf 7 DVDs über die Stadt und 1 DVD über den Landkreis

Aufgenommen und kommentiert von Bernd Reinke, Elbinger Weg 4, 29225 Celle

Heimatblätter Nr. 1 – heute (ausgenommen Heimatblatt Nr. 10)

Als einzelne PDF-Dateien oder Restexemplare einzelner Ausgaben auch noch in gedruckter Form erhältlich. Zusammenfassung aller Heimatblätter Nr. 1 bis heute als PDF-Datei.

Von diesen Schriften sind nur noch wenige Restexemplare vorhanden, aber komplette Ausgaben gibt es als PDF-Datei:

- Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landsberger Landes – Heft 1

Monatsberichte der ehemaligen Kirchengemeinden von Landsberg (Warthe) Stadt und Land, 1946 bis 1948 – Faksimiledrucke (auch weiter unten: durchsuchbare PDF-Datei von Harry Rusch)

- Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landsberger Landes – Heft 2

Die Deutschen in Landsberg (Warthe) 1945 bis 1950 – Studie von Zbigniew Czarnuch mit einem Koreferat von Dietrich Handt

- Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landsberger Landes – Heft 3

Teil-Reprint mit Ergänzungen des Heimatblattes, Heft 10, Juni 1965
Erinnerungen an Flucht und Vertreibung – Wege in eine gemeinsame Gegenwart und Zukunft

Folgende Medien können gegen Kostenerstattung bezogen werden von:

Matthias Lehmann

E-Mail: matthiasw.lehmann@web.de, Tel. 06501/13464

Die „Villa Lehmann“ in Landsberg (Warthe)/Gorzów Wlkp.

2018, 132 Seiten, für 15 € erhältlich

Ernst Henseler, Der Maler aus Wepritz an der Warthe

von Gerhard Boese und Matthias Lehmann, 2. Aufl., 2016, 250 Doppelseiten, für 30 € portofrei

Harry Rusch

An Kaemenas Hof 59, 28325 Bremen, Tel. 0421/175 2324

Heimatblätter 1949-1989 – digitalisiert als PDF-Datei, stehen auch als durchsuchbare PDF-Dateien zur Verfügung.

Monatsberichte 1946-1948 – als durchsuchbare PDF-Datei
Adressbuch Landsberg (Warthe) und Bürgerwiesen von 1937/1938

Dieses E-Book ist eine Kopie des Adressbuches von Landsberg (Warthe) aus den Jahren 1937/38. Ein Werk von großer Bedeutung für Genealogen und eine wertvolle Hilfe für die Familienforschung.

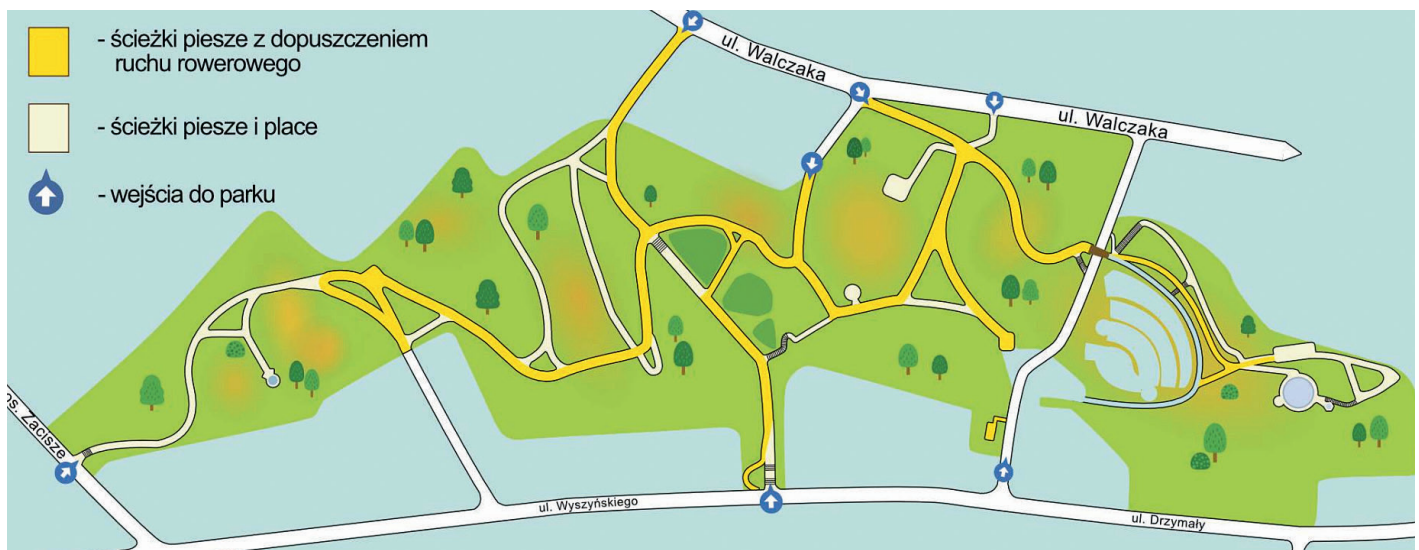
Die Parkstadt des Ostens

Der Quilitzpark/Park Siemiradzkiego kehrt zu alter Pracht zurück

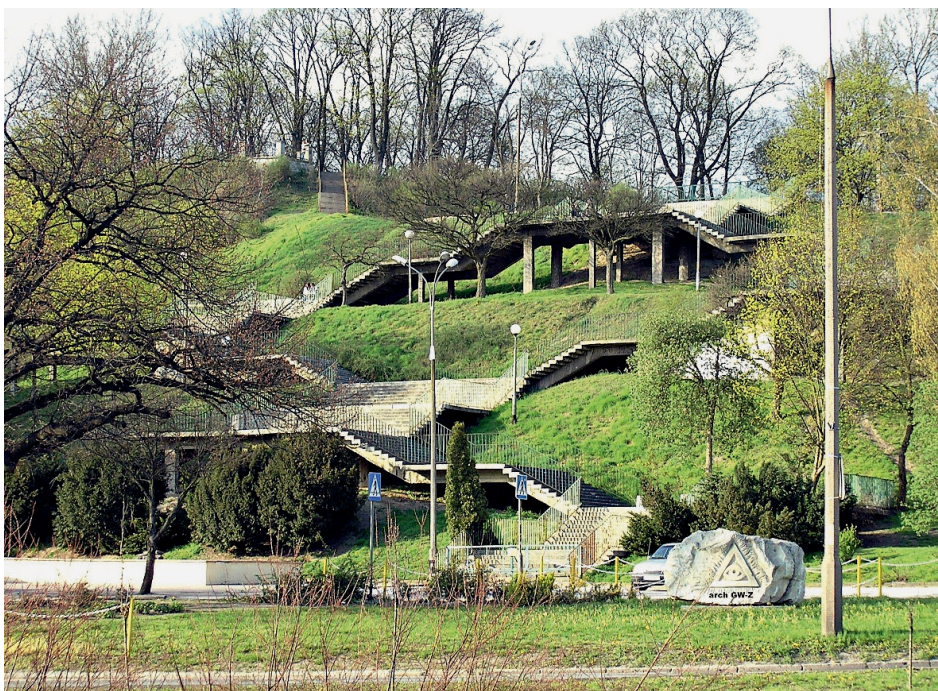
Ab Ende des 19. Jahrhunderts bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts wurden in Landsberg (Warthe) zahlreiche Parkanlagen geschaffen. Die Stadt erhielt wegen dieser großzügigen Grünanlagen bald den Beinamen „Parkstadt des Ostens“.

Im letzten Oktober durften wir diese vielen Parks im bunten Herbstlaub erleben und uns von der Farbenpracht der Natur bei strahlendem Sonnenschein verzaubern lassen. Die Stadt Gorzów hat diese Tradition fortgesetzt.

Unter der Schlagzeile „Park Siemiradzkiego kehrt zu alter Pracht zurück“ findet man im Internet und auf Facebook zahlreiche Fotos und Informationen zur Neugestaltung des Parks.



Die weiß gekennzeichneten Wege und Plätze sind nur für Fußgänger, die gelb markierten auch für Fahrradfahrer zugelassen. Die neuen Zugänge von der Bergstraße und der Kladowstraße sowie von der Friedeberger Straße sind inzwischen fertiggestellt.



Nur die „Treppen ins Nirgendwo“ waren im Oktober noch gesperrt.

Wir haben aktuelle Fotos mit den alten Ansichtskarten aus dem Landsberger Archiv verglichen und zwei Gegenüberstellungen für Sie arrangiert: Auf der gegenüberliegenden rechten Seite sehen Sie die Aussichtsplattform und auf der Rückseite des Heftes den Pavillon auf dem Kosakenberg im Quilitzpark.



